

MADAGASKAR

Das Drecksgeschäft mit den edlen Saphiren



Dank Ihnen!

Die Reportagen und Analysen in unserem Magazin und die Recherchen, auf denen diese beruhen, sind nur dank der Unterstützung unserer Mitglieder und Spender*innen möglich.

Sie sind bereits Mitglied?

Herzlichen Dank!

Doppelten Dank, falls Sie eine Mitgliedschaft verschenken.

publiceye.ch/geschenkabo

Sie sind noch nicht Mitglied?

Mit 75 Franken pro Jahr sind Sie dabei und erhalten regelmässig unser Magazin.

publiceye.ch/mitglieder

Oder wollen Sie uns zuerst kennenlernen?

Dann bestellen Sie gratis drei Ausgaben als Schnupperabo.

publiceye.ch/schnuppern

Wir freuen uns, von Ihnen zu hören.

REDAKTION & PRODUKTION
Romeo Regenass (D) und
Ariane Bahri (F)

LAYOUT & INFOGRAFIK
opak.cc

TITELBILD
Julie Zaugg

DRUCK
Stämpfli Kommunikation, Bern
Rebello & PerlenValue, FSC

AUFLAGE
D: 31000 Ex. / F: 11100 Ex.

ISSN
2504-1266

KONTAKT
Public Eye
Dienersstrasse 12
Postfach, 8021 Zürich

Tel. +41 (0)44 2 777 999
kontakt@publiceye.ch
publiceye.ch

Das Public Eye Magazin erscheint sechs Mal pro Jahr in Deutsch und Französisch. Mitgliedschaft inklusive Abonnement 75 Franken pro Jahr.

SPENDENKONTO
IBAN CH69 0900 0000 8000 8885 4



Unser Einsatz für den investigativen Journalismus

«Kostbare Saphire in Pastelltönen [...] wecken ein Gefühl von Romantik und [...] strahlen eine harmonische Ruhe aus.» Die grosse Schweizer Schmuck- und Uhrenmarke, die eine ihrer Kollektionen anpreist, spart hier nicht mit salbungsvollen Worten. Doch hinter der Scheinwelt der Schmuckstücke verbirgt sich eine Realität, die alles andere als romantisch oder harmonisch ist.

In diesem Magazin zeigt uns Julie Zaugg, Gewinnerin des dritten Public Eye Investigation Award, die ungeschminkte Wahrheit hinter dem Geschäft mit den edlen Steinen. Monatelang verfolgte die Journalistin in Madagaskar die Spur der Saphire, die der helvetischen Schmuck- und Uhrenbranche und Namen wie Bucherer, Gübelin oder Richemont grosse Gewinne garantieren. Ihre Reise führte sie zu den Minen von Ilakaka, wo Zehntausende unter grausamen Bedingungen die Erde löchern und dabei vom Ende der Armut träumen. Weitab vom Glamour der Luxusjuweliere schildert sie die Kehrseite des Saphirrausches, der mehr Fluch als Traum ist.

Während die Krise der Medien den investigativen Journalismus bedroht, sind wir davon überzeugt, dass es unerlässlich ist, weiterhin solch aufwendige Recherchen zu Themen von öffentlichem Interesse durchzuführen und zu unterstützen. Dies gilt umso mehr in einer Welt der Kriege und Krisen. Aus diesem Grund dokumentiert Public Eye seit dem Einmarsch Russlands in die Ukraine im Februar 2022 die grossen Umwälzungen auf dem Ölmarkt (siehe unsere Recherche ab Seite 24) sowie die Praktiken und Gesetzeslücken, die eine wirksame Umsetzung der Sanktionen gegen Russland sabotieren.

Unser Kampf für die Fakten wird auch vor Schweizer Gerichten ausgetragen. Während Sie diese Zeilen lesen, stehen die Autor*innen des Berichts, der im März 2020 die Beteiligung der Kolmar Group AG am Handel mit libyschem Diesel während des Zweiten Bürgerkriegs in Libyen aufdeckte, wegen «Verleumdung und übler Nachrede» vor dem Regionalgericht Bern-Mittelland. Der erste Akt eines langen Rechtsstreits – hier im Strafverfahren, aber auch im Zivilverfahren in Zug –, den wir mit Zuversicht bis zum Ende führen werden.

Ein riesiges Dankeschön für Ihre Unterstützung und ein gutes neues Jahr!

Géraldine Viret, Mediensprecherin Romandie





Der Fluch der Sapphire

Schweizer Schmuck- und Uhrenmarken beschaffen ihre Sapphire heute zum grössten Teil aus Madagaskar. Doch der madagassische Staat und die Minenarbeiter, welche die wertvollen Edelsteine unter unmenschlichen Bedingungen von Hand abbauen, profitieren kaum von diesen Schätzen, die meist mithilfe von Bestechungsgeldern exportiert werden. Eine Feldstudie.

TEXT UND FOTOS: JULIE ZAUGG

Vor uns tut sich eine Marslandschaft auf: rote Erde, von unzähligen Löchern zerfressen. Die Schächte haben einen Durchmesser von 100 Zentimetern; darüber ist jeweils ein primitiver Flaschenzug mit Holzbrettern installiert, mit dem die Minenarbeiter bis auf den Grund der Mine hinuntergelassen werden. Wenn sie wieder hochkommen, von grauem Staub bedeckt, sehen sie aus wie Zombies aus einer anderen Welt.

Andere graben mit Schaufeln und pumpen das rötliche Wasser mit knatternden Motorpumpen ab. Jedes Team wird von einem Wachmann mit Gewehr begleitet, der die Arbeit überwacht. Der entnommene Kies wird in Säcke abgefüllt und von den Männern auf dem Rücken zum Fluss getragen, wo er in einem Sieb gewaschen wird, in der Hoffnung, einen Edelstein zu finden.

«Heute haben wir fünf Sapphire gefunden, in Rosa, Weiss und Blau», verrät uns Robelfin, ein 30-jähriger Minenarbeiter in einem Iron-Man-T-Shirt, und zeigt auf kleine bunte Steine. «Heute Abend werde ich sie in der Stadt verkaufen. Aber den Gewinn teilen wir uns zu viert. Heute werde ich nicht zum Milliardär», scherzt er. Bis vor drei Wochen arbeitete Robelfin noch als Barkeeper in einem Klub am Strand von Mangily. Er kam hierher, weil er, wie viele andere auch, Gerüchte über eine neue Saphirmine gehört hatte.

Sie heisst Be Mandresy und wurde gerade erst vor drei Wochen eröffnet. Ein Bauer aus der Gegend fand einen Saphir und rief daraufhin seine Grossfamilie herbei. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und fast 1000 Bergleute schürfen nun in diesem Gebiet inmitten der Savanne im Süden Madagaskars. Auf der Strasse dorthin, einer holprigen Schotterpiste

zwei Stunden von der RN7 entfernt, der einzigen ge-teerten Strasse des Landes, trifft man regelmässig auf überfüllte Buschtaxis, deren Dächer mit den spärlichen Besitztümern jener bedeckt sind, die ebenfalls davon



Investigation Award von Public Eye geht an Julie Zaugg

Julie Zaugg ist eine Schweizer Journalistin, die in London lebt und für verschiedene französischsprachige Medien schreibt. Ihr Ziel ist es, «das Unerwartete und Unkonventionelle aufzuspüren», wie sie es ausdrückt. Vor einigen Monaten reiste sie nach Madagaskar, um die Spur der Sapphire bis in die Minen zu verfolgen, in denen diese Edelsteine abgebaut werden.

Finanziert wurde das journalistische Projekt durch die 2023 bereits zum dritten Mal vergebenen Investigation Awards von Public Eye. Eine zweite prämierte Recherche zu den problematischen Policen des Versicherungskonzerns Swiss Re in Brasilien wurde im November-Magazin publiziert.

← Rote Erde, von unzähligen Löchern zerfressen, und ein Gewusel von Menschen: die Mine Be Mandresy, in der fast 1000 Menschen nach Saphiren suchen.



träumen, Saphire zu finden. Neben der Mine ist ein Dorf mit einigen Hütten aus Astwerk entstanden. In grossen Töpfen bereiten die Frauen über dem Feuer das Essen zu. Kinder, manche mit aufgeblähten Bäuchen, spielen Fangen. Die älteren Kinder sind zum Fluss gegangen, um ihren Eltern beim Sieben der Kiesel zu helfen. In diesem Dorf, das wie ein Pilz aus dem Boden geschossen ist, gibt es keine Schulen, keinen Strom und keine Latrinen.

Die Mine befindet sich im Herzen der Bergbauregion Ilakaka, einem 4000 Quadratkilometer grossen Gebiet, das eines der grössten Saphirvorkommen der Welt beherbergt. Es wurde 1998 entdeckt und ist heute eine der weltweit wichtigsten Quellen für diese Edelsteine, auch für die grossen Schweizer Schmuck- und Uhrenmarken.

Zehntausende von Minenarbeitern im traditionellen Kleinstbergbau leben dort mit einigen Hundert ausländischen Käufern zusammen. Sie stammen aus Sri Lanka und Thailand, aber auch aus der Schweiz. Diese Zwischenhändler exportieren die Rohsteine unter Umgehung der offiziellen Kanäle und mithilfe von Bestechungsgeldern nach Sri Lanka und Thailand. Dort werden die Steine geschliffen und mit grossem Gewinn weiterverkauft, bevor sie in die Hände von Luxusgüterherstellern gelangen, darunter der Genfer Konzern Richemont (dem unter anderem die Marke Cartier gehört), das Luzerner Unternehmen Bucherer (das kürzlich von Rolex übernommen wurde), Harry Winston (gehört zum Swatch-Konzern) oder der Luzerner Juwelier Gübelin.

Madagaskar dominiert weltweite Produktion

Der Saphir gehört wie der Rubin und der Smaragd zu den Farbedelsteinen. Die Sorten Königsblau und Padparadscha, ein oranges Rosa, das bei Sonnenaufgang wie eine Lotusblüte aussehen soll, sind die begehrtesten. Saphire in Schmuckqualität kommen traditionell aus Kaschmir im indischen Himalaja, aus Thailand und Sri Lanka. «Die Minen in diesen Ländern sind jedoch grösstenteils erschöpft», erklärt uns Elke Berr, eine Edelsteinhändlerin aus Genf. In Sri Lanka haben zudem politische Turbulenzen und strengere Umweltauflagen die Produktion gebremst. In Myanmar, wo es weniger grosse Vorkommen gibt, finden die Edelsteine seit dem Embargo, das 2021 gegen die Militärjunta verhängt wurde, kaum Absatzmärkte. In jüngerer Zeit wurden Saphire in Ruanda, Tansania, Kenia und Madagaskar entdeckt. Letzteres dominiert nun die weltweite Produktion

← Ein Wachmann mit Gewehr überwacht die Arbeit. Neben der Mine Be Mandresy ist ein Dorf mit Hütten aus Astwerk entstanden; im nahen Ilakaka leben unterdessen mindestens 60 000 Menschen.

mit 40 bis 60 % der Gesamtmenge. Auf globaler Ebene herrscht ein Mangel an Saphiren. «Das hat dazu geführt, dass sich die Preise zwischen 2005 und 2015 verdreifacht haben», berichtet Elke Berr. Ein Phänomen, das durch die steigende Nachfrage der neuen Mittelschichten in China und Indien sowie durch die wachsende Beliebtheit von Farbedelsteinen als sicherem Hafen für Investor*innen noch verstärkt wird. Die Existenz von Edelsteinen in Madagaskar ist zwar seit der französischen Kolonialzeit bekannt. Mit dem Abbau wurde jedoch erst begonnen, als 1994 in Andranondambo, ganz im Süden des Landes, blaue Saphire von aussergewöhnlicher Qualität gefunden worden waren. 1998 wurde das Vorkommen Ilakaka entdeckt.

Ilakaka die Schreckliche zog auch Schweizer an

Hunderte von Minenarbeitern strömten daraufhin in die Wüstenregion. Aus einer Siedlung mit etwa 40 Einwohner*innen entstand eine Kleinstadt mit mindestens 60 000 Menschen. Ilakaka entwickelte sich zu einer gesetzlosen Zone mit «Männern, die mit einer Pistole an der Hüfte herumlaufen», «bewaffneten Angriffen auf Madagassen und Ausländer, die kürzlich einen wertvollen Edelstein gekauft oder verkauft haben», und korrupten Polizisten, «die ihre Schusswaffen an Banditen vermieten», wie der US-Botschafter in einer diplomatischen Note vom 19. März 2008 berichtete, die von Wikileaks enthüllt wurde. Im Januar 2007 wurde Osama bin Ladens Schwager Mohammed Jamal Khalifa in Ilakaka nach einem schiefgelaufenen Saphirverkauf ermordet.

Neben den Käufern aus Sri Lanka und Thailand, die seit Beginn des Rausches in Scharen gekommen sind, liessen sich in dieser wilden Phase auch mehrere Schweizer in Ilakaka nieder. Ein Zürcher, der sein Vermögen mit dem Handel von Edelsteinen in Tansania gemacht hatte, flog einmal die Woche aus der Hauptstadt Antananarivo dorthin, wie ein SRF-Dokumentarfilm aus dem Jahr 2000 berichtet. «Er landete mit seinem Kleinflugzeug in der Nähe von Ilakaka und begab sich in Begleitung mehrerer bewaffneter Leibwächter zu seinem Einkaufstresen», erinnert sich Vincent Pardieu, ein französischer Gemmologe, der das Ilakaka-Vorkommen seit den Anfängen beobachtet.

Dort erwartete den Händler bereits eine Schar von Menschen. «Er kam mit Taschen voller Banknoten und kaufte alles, ohne zu sortieren oder zu verhandeln», berichtet Rémy Canavesio, ein französischer



→ Der aus den Minen entnommene Kies wird in Säcke abgefüllt und von den Männern auf dem Rücken zum Fluss getragen, wo er in einem Sieb gewaschen wird, in der Hoffnung, einen Edelstein zu finden.



«Ich kam mit 3000 Franken, meinem Schweizer Taschenmesser und einer aus Autoteilen hergestellten Schleifmaschine in Madagaskar an»: der Showroom des Genfers Marc Noverraz in Ilakaka.

Anthropologe, der wiederholt vor Ort war. Zurück in Antananarivo teilte der Zürcher seinen Schatz mit einem anderen Schweizer, dem Berner Alex Leuenberger, der 1996 nach seinem Studium nach Madagaskar gezogen war. «Er liess mich die Steine aussuchen, aber er legte den Preis fest», sagt dieser. Die Edelsteine wurden dann an Grosshändler in Japan, den USA, Thailand und Europa verkauft. Später hat der Zürcher in Bangkok den auf Edelsteine spezialisierten Onlineshop Multicolour Gems gegründet. Auf Anfrage wollte er sich nicht äussern.

Der Saphirspezialist aus Thun

Alex Leuenberger hatte sich in Ilakaka niedergelassen, um dort mit Unterstützung der Firma Pink Valley eine mechanisierte Mine zu betreiben. Er erinnert sich: «Damals hatten wir 14 Lastwagen, 8 bis 10 Bagger und einen Bulldozer. Wir wuschen 2000 Kubikmeter Kies pro Tag.» Aber die Kosten waren offenbar exorbitant hoch. «Wir mussten 200 000 bis 280 000 US-Dollar pro Monat aufbringen, nur um alles am Laufen zu halten», sagt er. Im Jahr 2004 ging die Mine in Konkurs, wie er erzählt.

Leuenberger kehrte in die Schweiz zurück, wo er in der Nähe von Thun die Firma Aline gründete, ein auf den Ankauf und Weiterverkauf von Edelsteinen spezialisiertes Unternehmen. Es wurde zu einem der wichtigsten Zulieferer der Schweizer Schmuck- und Uhrenindustrie mit Schweizer und internationalen Kunden wie Cartier, Gübelin, Bulgari, Tiffany, Louis Vuitton, Dior und Chanel. Die in Madagaskar gewonnenen Rohsteine werden in seiner Werkstatt in Bangkok und von der sri-lankischen Firma Sapphirus Lanka geschliffen.

Aline zählte lange Zeit einen anderen Schweizer, den Genfer Marc Noverraz, zu ihren Lieferanten für madagassische Saphire. Der gelernte Schlosser war in ganz Afrika auf der Suche nach Gold, Smaragden und Diamanten für die Schweizer Uhrenindustrie unterwegs, bevor er sich 1996 in Madagaskar niederliess. «Ich kam mit 3000 Franken, meinem Schweizer Taschenmesser und einer aus Autoteilen hergestellten Schleifmaschine an», erinnert er sich. 1998 hörte er von dem Ansturm auf Ilakaka. «Sechs Monate später war ich dort», erzählt er. «Das hat mein Leben verändert. Am Anfang kauften wir die Saphire becherweise.»



Kinawate, ein 54-jähriger Bergarbeiter, der 1999 nach Ilakaka kam, installiert vor seiner Mine die Flaschenzugkonstruktion, an der er sich auf der Suche nach Saphiren in das Loch abseilen wird.

Zusammen mit Daniel Grondin, einem Franzosen, den er in der Schweiz kennengelernt hatte, versuchte er sich ebenfalls im mechanisierten Abbau an einem abgelegenen Ort und gründete 2003 die Firma Dream Stone Trading. Doch wie Alex Leuenberger hatten auch die beiden Männer mit hohen Betriebskosten zu kämpfen. Nach drei Jahren gaben sie auf und konzentrierten sich darauf, Steine von selbstständigen Minenarbeitern zu kaufen. Zu ihren Kunden zählen die Firma Aline, aber auch die Schweizer Juweliere Gübelin oder Frieden sowie Grosshändler in den USA und Japan.

Ein Minenarbeiter, der seine Kinder nicht ernähren kann
Zurück nach Ilakaka: Wenn man auf dem Abschnitt der RN7 fährt, der die Region in zwei Hälften teilt, scheint ihre Wildwestvergangenheit weit weg zu sein. Entlang der Strasse reihen sich kleine Hütten, die Überweisungen mit mobilen Geldtransferdiensten anbieten. Frauen, deren Gesichter zum Schutz vor der Sonne mit einer gelben Paste bedeckt sind, gehen mit Körben voller Fisch, frittierten Donuts und Tomaten auf dem Kopf vorbei. Die Stadt verfügt nun über Schulen, einen Polizeiposten und

eine Krankenstation. Dank einem Solarkraftwerk wird Ilakaka rund um die Uhr mit Strom versorgt.

Wenn man sich jedoch in die angrenzenden Gassen wagt, weicht der Asphalt der nackten Erde auf unbefestigten Wegen, die wie in einem Slum von Holz- und Blechhütten gesäumt sind. Ein Plakat wirbt für eine Bar namens «Les Jokers» mit ihren Spielautomaten. Weiter hinten liegt ein umgestürztes Auto, dessen Sitze blutgetränkt sind. Am Abend zuvor hatte eine Gruppe von Bergarbeitern, berauscht von einem Edelsteinverkauf, ein Trinkgelage veranstaltet, bevor sie sich ans Steuer setzten. Vor einigen Tagen wurde ein Wachmann erschossen. Die Gewalt ist zwar weniger sichtbar, aber nicht verschwunden.

Die Sonne ist gerade aufgegangen. Kinawate, ein 54-jähriger Bergarbeiter, der 1999 nach Ilakaka kam, ist bereits unterwegs. Mit einer Schaufel und einem Strahlstock, einer spitz zulaufenden Eisenstange, macht er sich auf den Weg in Richtung der Minen. Ein grosser, hagerer Körper, schwielige, von der Arbeit gezeichnete Hände und ein warmes Lächeln. Dieser Familienvater, der früher auf einem Fischerboot im Norden des Landes



gearbeitet hat, geht schnell, aber nicht hastig. Als er in einer grossen, von Löchern durchzogenen Savannenlandschaft ankommt, macht er sofort die Mine aus, die er mit einem Kollegen betreibt.

Kinawate ist unabhängig. «Ich finanziere mich selbst, aber dafür kann ich alles behalten, was ich für die Edelsteine kriege», erklärt er. Normalerweise verkauft er die Steine an madagassische Händler mit gefälschten Rolex und ausgeleierten Anzügen, die in der Nähe der Minen zu finden sind. Sie kaufen die Steine von den Minenarbeitern und verkaufen sie dann zum fünffachen Preis an Edelsteinhändler aus Sri Lanka oder Thailand, die in der Region ansässig sind.

Einige Minenarbeiter schliessen einen Vertrag mit einem «Patron» aus Madagaskar oder Sri Lanka, der sie mit Reis, Öl und Werkzeugen versorgt. Im Gegenzug überlassen sie ihm bis zu 50% des Erlöses von jedem verkauften Edelstein. Andere erhalten einen täglichen Lohn, aber keinen Anteil an den Saphiren.

«Vor zwei Monaten habe ich einen Freund verloren. Als der Stollen einbrach, wurde er lebendig begraben. Wir haben stundenlang nach ihm gegraben, aber ohne Erfolg.»

Kinawate, selbstständiger Minenarbeiter

Kinawate baut zunächst einen Flaschenzug aus Holz auf, der mit einem halben Plastikkanister verbunden ist. Die Mine wird nur von ein paar Holzringen und einem Bündel Zweige abgestützt. Der Sand- und Lehmboden ist jedoch brüchig, und Unfälle sind häufig. «Vor zwei Monaten habe ich einen Freund verloren», erzählt er. «Als der Stollen einbrach, wurde er lebendig begraben. Wir haben stundenlang nach ihm gegraben, aber ohne Erfolg.» Wenn Kinawate unter die Erde geht, versucht er, nicht an die Gefahr zu denken. «Sonst könnte ich nicht mehr arbeiten», gesteht er. Ausgestattet mit einer Fackel und seiner Eisenstange lässt sich Kinawate mithilfe des Flaschenzugs bis auf den Grund der Mine hinuntergleiten. Sie ist etwa 10 Meter tief. Er gräbt senkrecht nach unten, bis er die edelsteinhaltige Schicht erreicht, eine Mischung aus

Kieselsteinen und Saphiren, die von einem Lalan-Bato (Strasse der Steine) genannten prähistorischen Fluss angeschwemmt wurden, und räumt dann waagrecht verlaufende Stollen aus.

Die Stollen sind so eng, dass die Minenarbeiter kriechen müssen. Es herrscht brütende Hitze. «Normalerweise verbringe ich vier Stunden unter der Erde, bevor ich an meinen Kollegen übergebe», sagt Kinawate. In manchen Gebieten muss man bis zu 30 oder 40 Meter tief graben, um die edelsteinhaltige Schicht zu erreichen. In dieser Tiefe herrscht Sauerstoffmangel, und es kann zu giftigen Gasblasen kommen. Die Bergleute nutzen daher ein selbstentwickeltes System aus Plastiktüten, die mit einem Schlauch verbunden sind, den eine Person an der Oberfläche mit Luft füllt und komprimiert, um Sauerstoff in die Tiefe der Mine zu schicken.

Wie alle Minenarbeiter in Ilakaka ist auch Kinawate in seinem Traum gefangen, den Stein zu finden, der ihn reich machen wird. In diesem Land, in dem 70% der Bevölkerung von weniger als 2 US-Dollar pro Tag leben und das von Dürren und Hungersnöten geprägt ist, gibt es kaum andere Möglichkeiten zum Überleben. «Das Leben hier ist hart», sagt Kinawate. «Wenn ich könnte, würde ich nach Hause gehen. Aber ich habe nicht einmal das Geld, um das Busticket zu bezahlen. Und ich kann nicht mit leeren Händen ins Dorf zurückkehren. Das wäre eine Schande.» Sein bester Fang war ein 7 Gramm schwerer Saphir, der für 50 Millionen Ariary (9920 Franken) verkauft wurde. «Aber diesen Betrag teilten wir unter sechs Kollegen auf, sodass wir nur etwas mehr als 8 Millionen Ariary [1650 Franken] pro Person erhielten», erklärt er. «Nicht genug, um ein Leben zu verändern.»

«Schweizer Bank» mit Potenzial

Kinawate kann zumindest davon träumen, reich zu werden. Das gilt nicht für das Dutzend Männer, die unter der sengenden Sonne einen Tagebau mit einem Durchmesser von etwa 50 Metern ausheben. Sie arbeiten im Takt wie am Fließband und werfen grosse Schaufeln roter Erde hinter sich. Diese Technik kommt zum Einsatz, wenn sich die Edelsteinschicht unter dem Grundwasserspiegel befindet. Das Gelände am Rande von Ilakaka wird aufgrund seines Potenzials als «Schweizer Bank» bezeichnet.

«Ich verdiene 10 000 Ariary pro Tag [2 Franken]», erzählt Sarobidy, ein 18-jähriger, der mit seinem Vater in der Mine arbeitet, seit er 15 ist. «Wenn ich komme, werde ich bezahlt, wenn nicht, dann nicht.» Sein Fall ist nicht ungewöhnlich. Die Kinder helfen ihren Eltern ab dem Alter von 5 Jahren dabei, den in den Minen geschürften Kies zu sortieren und zu waschen. Ab 15 Jahren gelten sie als Erwachsene und gehen unter die Erde.

Der Tag neigt sich dem Ende zu. Kinawate und sein Kollege packen den Kies in Zementsäcke und tragen diese auf ihren Rücken zum Fluss. Jeder Sack wiegt

← Der 18-jährige Sarobidy verdient umgerechnet 2 Franken pro Tag und arbeitet mit seinem Vater in der Mine, seitdem er 15 ist.

← Zwölf Männer arbeiten im Takt wie am Fließband und werfen grosse Schaufeln roter Erde hinter sich, um den als «Schweizer Bank» bezeichneten Tagebau mit einem Durchmesser von etwa 50 Metern auszuheben.



40 bis 50 Kilogramm. Am Ufer angekommen, waschen sie die Kieselsteine auf einem primitiven Sieb. Dann untersuchen sie die kleinen runden Steine und heben sie in der Hoffnung, einen von ihnen in der Sonne glitzern zu sehen, handvollweise hoch, bis auch der letzte Sack leer ist. «Okay, da ist nichts.» Kinawate hat Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen. «Seit drei Monaten haben wir keinen Stein mehr gefunden», sagt er. «Und trotzdem müssen wir jeden Tag essen.»

Er macht sich auf den Weg nach Ilakaka, wo er in einer Holzhütte lebt, deren einzige Möbel ein Bett und ein alter Stuhl sind. Seine Frau Jacqueline sitzt auf dem Boden und bügelt mit einem kohlebeheizten Bügeleisen Kleidung. Für umgerechnet 1 Franken pro Tag wäscht und bügelt sie die Kleider der Nachbar*innen. Ihre Töchter Lianah, 8 Jahre, und Kalicia, 17 Jahre, sitzen auf dem Bett. Letztere spielt mit ihrem sieben Monate alten Baby. Da Kinawate in der Mine nichts gefunden hat, müssen sie warten, bis Jacqueline ihre Arbeit beendet hat, um sich etwas zu essen kaufen zu können.

Bisher vom handwerklichen Bergbau dominiert, steht der Saphirrausch in Ilakaka kurz vor einem Umschwung. «Die meisten Edelsteine an der Oberfläche sind abgebaut», meint der Gemmologe Vincent Pardieu. «Die Zukunft liegt im gross angelegten mechanisierten Abbau. Dies wird es ermöglichen, die Saphire in grösserer Tiefe zu erreichen.»

Jungunternehmer setzt auf Abbau in grossem Stil

Diese Aussicht hat den Appetit von Guillaume Ah Thion geweckt, einem chinesisch-madagassischen Jungunternehmer, der eine Geschäftsbeziehung mit dem Berner Edelsteinimporteur Alex Leuenberger aufgebaut hat. Kürzlich hat er mit seinem Bruder das von seinem Vater gegründete Bergbauunternehmen Gondona übernommen. Das Gelände am Ende einer Schotterpiste sieht aus wie eine grosse Narbe, welche die Savanne in zwei Hälften teilt. Zwei Bagger haben die wenigen Meter «unfruchtbare» Erde über der Edelsteinschicht abgetragen und einen langen Schlauch in die sandige Erde gegraben. Eine Pumpe pumpt fleissig türkisfarbenes Wasser ab.

«Dieser Kanal folgt dem Verlauf des prähistorischen Flusses», erklärt der 23-Jährige. Nach der Entnahme trocknet das Geröll eine Nacht lang unter dem wachsamen Auge eines bewaffneten Wachmanns an der Luft und wird dann auf einen der Lastwagen verladen, welche die Schotterpiste zum Fluss hinunterrollen. Dort

wird das Geröll in eine Waschanlage geleitet, die wertlose Kiesel in den Fluss spuckt, der mittlerweile beige und trübe geworden ist. «Was uns interessiert, befindet sich hier», erklärt Guillaume Ah Thion und deutet auf zwei umgekehrte Kegel unter der Maschine, in denen Steine mit einer Dichte von 3 bis 5, der Dichte von Saphiren, gesammelt wurden. Er wird daraus 20 bis 30 Säcke gewinnen, die von Hand sortiert werden.

Gondona hat bereits mit der Erkundung eines weiteren Standorts begonnen, der in einem abgelegenen Gebiet eineinhalb Autostunden entfernt liegt. «Sie haben das gesamte Tal in der Nähe von Ilakaka umgegraben», erzählt Rémy Canavesio. «Vor allem haben sie einen Wald entlang einem der Flüsse zerstört.» Die Bevölkerung von Ilakaka beklagt sich ausserdem darüber, dass der Wasserstand der Brunnen gesunken ist, seit Gondona vor etwa fünf Jahren mit den gross angelegten Operationen begonnen hat. «Davon hat man mir nie etwas gesagt», reagiert Guillaume Ah Thion, der allerdings zugibt, dass seine Minen den Grundwasserspiegel an einigen «ver-einzelteten» Stellen gesenkt haben.

Hungerlohn von 47 Franken im Monat

Die Beschäftigten, von denen einige in Hütten neben der Mine leben, sind angestellt. «Wir haben 200 bis 250 Angestellte, sie verdienen zwischen 50 und 2000 US-Dollar im Monat», sagt Guillaume Ah Thion. Die meisten von ihnen erhalten allerdings nur den madagassischen Mindestlohn von 238 000 Ariary (47 Franken). Dieser «ist selbst im afrikanischen Vergleich niedrig und wurde einseitig von der Regierung ohne Verhandlungen mit den Gewerkschaften durchgesetzt», kritisiert Barson Rakotomanga, ein führender Gewerkschaftsvertreter.

Das Haus der Familie Ah Thion ist aus honigfarbenen Ziegeln gebaut, hat eine grosse Terrasse und einen Swimmingpool und fällt somit in der Umgebung auf. «Alle zehn Tage veranstalten wir hier Auktionen mit sri-lankischen Käufern aus der Gegend», sagt der junge Besitzer und zeigt auf Plastiktüten mit Losen von Saphiren, die nach Karat sortiert sind und die er gerade aus einem riesigen Tresor geholt hat. Seine schönsten Stücke legt er jedoch für Leuenbergers Firma Aline und das französische Unternehmen Piat beiseite, das unter anderem Rolex, Cartier, Van Cleef & Arpels und Hermès beliefert und eine Filiale in Genf hat.

Zwar ist Gondona derzeit die einzige Firma, die in Ilakaka maschinell abbaut, doch das dürfte sich bald ändern. Die britische Gemfields-Gruppe, die Smaragdminen in Sambia und Rubinminen in Mosambik besitzt, hat bereits begonnen, eine Niederlassung in Ilakaka zu sondieren. Diesen Sommer hat Gemfields jedoch die britische Justiz eingeschaltet und Romy Andrianarisoa angezeigt, die damalige Stabschefin von Präsident Andry Rajoelina, die vom Konzern umgerechnet rund

← Der chinesisch-madagassische Jungunternehmer Guillaume Ah Thion setzt auf den mechanisierten Abbau von Saphiren; er gibt zu, dass seine Minen den Grundwasserspiegel an «vereinzelteten» Stellen gesenkt haben.



Zwei Arbeiter des Jungunternehmers Guillaume Ah Thion vor einer Pumpe; er beschäftigt 200 bis 250 von ihnen, die meisten verdienen den madagassischen Mindestlohn von umgerechnet 47 Franken pro Monat.

250 000 Franken Bestechungsgeld für eine Bergbaukonzession verlangt hatte.

Dies ist zwar der erste Korruptionsfall dieser Größenordnung, der in der madagassischen Saphirindustrie aufgedeckt wurde. Aber Bestechungsgelder sind auch in anderen Wirtschaftszweigen in dem Land üblich, das von Transparency International auf der Korruptionsrangliste auf Platz 142 von 180 gesetzt wurde. Der Konkurrent von Gemfields, das in Dubai ansässige Unternehmen Fura Gems, ist ebenfalls an der Region interessiert.

Einkäufer macht «im Schnitt 400 % Gewinn»

Es ist 15.30 Uhr. Kurz hinter Ilakaka, auf der RN7, beginnt sich Sakaviro zu beleben. Diese Ansammlung von Holzhütten und festen Häusern, die wie befestigte Minipaläste aussehen, wurde vor einigen Jahren aus dem Boden gestampft und ermöglicht es Einkäufern aus Sri Lanka und Thailand, die schönsten Steine zu erwerben, noch bevor diese auf ihrem Weg aus der Mine Ilakaka erreichen. Jeden Tag zwischen 16 Uhr und dem Einbruch der Dunkelheit füllt sich Sakaviro mit Minenarbeitern, die auf der Suche nach dem besten Preis von einem Einkaufstresen zum nächsten gehen. Die Stimmung ist hektisch. Der Geruch von Geld liegt in der Luft.

«Ich will 750 000 Ariary [148 Franken]», fordert ein Madagasse und wirft einen rosafarbenen Saphir

auf das weisse Plastiktablett, das vor einem thailändischen Einkäufer steht. Dieser begutachtet den Stein mithilfe eines Helms mit Lupenlinsen und misst ihn mit einem Metermass. «Ich gebe dir 600 000», ist die Antwort. «Okay, Deal.» Der nächste Minenarbeiter hat einen blaugrauen Stein, für den er 5 Millionen Ariary (990 Franken) verlangt. Diesmal lässt sich der Thailänder Zeit. Er taucht den Edelstein in eine Schüssel mit Wasser, wiegt ihn (4,5 Gramm) und untersucht ihn mit einer Minibrille. Er erklärt: «Ich achte auf die Farbe, die Form, die Grösse und die Klarheit des Steins. Ich achte auch auf Risse oder Blasen.» Schliesslich bietet er 1 Million Ariary. «Kannst du den Preis erhöhen?» «Nein.» «Dann akzeptiere ich ihn eben.»

Eine der prächtigsten Schaufensterauslagen gehört World Gems. «Wir kaufen alles, von kleinen Steinen für den Massenschmuck bis hin zu aussergewöhnlichen Stücken für die Haute Joaillerie», sagt Kizwan, 45, der vor zwei Monaten aus Colombo gekommen ist. Er sagt, er sei bereit, bis zu 100 Millionen Ariary (19 790 Franken) für einen schönen blauen Saphir zu bezahlen.

Anders als bei Diamanten oder Gold gibt es für den Preis von Saphiren keine klaren Kriterien. Er hängt von wenig greifbaren Faktoren ab, die viel Interpretationsspielraum bieten. Die Minenarbeiter wissen auch nicht, wofür die Steine, die sie den ganzen Tag suchen,



Jeden Tag zwischen 16 Uhr und dem Einbruch der Dunkelheit drängen sich die selbstständigen Minenarbeiter vor den Einkaufstresen in Sakaviro und bieten ihre Edelsteine den Händlern aus Sri Lanka und Thailand an.

verwendet werden. Von dem Dutzend Befragten wusste nur einer, dass Sapphire der Herstellung von teurem Schmuck dienen. Diese Unwissenheit ist ein grosser Nachteil für sie. «Es ist nicht ungewöhnlich, dass ihnen ein Preis angeboten wird, der 50 % zu niedrig ist», sagt Alex Leuenberger.

Jeden Tag zwischen 16 Uhr und dem Einbruch der Dunkelheit füllt sich Sakaviro mit Minenarbeitern, die auf der Suche nach dem besten Preis von einem Einkaufstresen zum nächsten gehen.

Mohamed Ifthikar, der Chef von Suranga Gems, der im Jahr 2000 aus Ratnapura, der wichtigsten Edelsteinregion Sri Lankas, nach Ilakaka kam, ist einer der Gewinner des Systems. «Die Geschäfte laufen gut», lässt er verlauten. «Die Minenarbeiter sind etwas besser informiert als zu Beginn des Runs, aber ich mache immer noch durchschnittlich 400 % Gewinn mit den Edelsteinen, die ich von hier kaufe.»

Angesichts der Marktmacht der Händler aus Sri Lanka und Thailand wurden die anderen Akteure, die

in der Region tätig waren, nach und nach verdrängt. So erging es auch dem Genfer Marc Noverraz, der nicht mit ihren Preisen mithalten konnte. Im Jahr 2007 beschloss er, einen anderen Weg einzuschlagen, und schuf eine Schmucklinie namens Colorline, die von zwei madagassischen Edelsteinschleifern hergestellt wird, die er in den Techniken der Juwelierkunst ausbildete. Diese Kreationen sind in einem grossen weissen Haus im Herzen von Ilakaka ausgestellt. Vor dem Shoppen besichtigen Tourist*innen das Abbaugebiet «Schweizer Bank».

Daniel Grondin, der Mann der ersten Stunde, hat mit Guillaume Ah Thion ein Joint Venture namens FairGems gegründet, das eine kleine Werkstatt zum Schleifen von Steinen in Antananarivo betreibt. Mit ölgeschwärzten Händen arbeiten dort zwei Handwerker, die ihre Werkzeuge mit Kerzen erhitzen, bevor sie die rohen Steine auf einem Schleifstein polieren. «Wir schleifen 10 bis 15 Stücke pro Tag», sagt Grondin. Er beliefert Kunden im Nahen Osten, in China, Indien und Russland sowie Juweliere an der Place Vendôme in Paris. Auch Alex Leuenberger kauft Steine bei ihm.

Bürokratie erschwert den legalen Export

Wie alle, die in Madagaskar Edelsteine kaufen, sieht er sich mit einem kafkaesken Ausfuhrverfahren konfrontiert. «Wir müssen 10 bis 15 Tage für die bürokratischen



Schikanen einplanen», sagt er. «Auf jeder Etappe des Prozesses werden wir um Bestechungsgelder gebeten, um einen Stempel oder ein offizielles Dokument zu erhalten.» Ausserdem ändert die Regierung immer wieder die Spielregeln. Während der Covid-19-Krise wurden die Edelsteinexporte ausgesetzt – eine Beschränkung, die erst im September 2022 wieder aufgehoben wurde. Bereits zwischen 2008 und 2010 war der Export von Edelsteinen aufgrund einer einseitigen Entscheidung der Regierung von Marc Ravalomanana für zwei Jahre gestoppt worden. Das Ergebnis: «Es ist fast unmöglich, Steine auf legale Weise aus Madagaskar herauszubringen», sagt Rébecca Michelot, die Vorsitzende der Westschweizer Sektion der Schweizerischen Gemmologischen Gesellschaft. Daniel Grondin bestätigt: «Wenn man alles deklariert, ist man tot.»

Dies hat ein Parallelsystem entstehen lassen, das von der überwiegenden Mehrheit der Edelsteinexporteure genutzt wird. Konkret bedeutet dies, dass sie gefälschte Ausfuhrdokumente von den Beamten erhalten, die für die offiziellen Ausfuhrverfahren zuständig sind. «Es sind die gleichen Leute und die gleichen Stempel, aber es kostet viermal weniger und geht schneller», sagt Daniel Grondin. «Am Flughafen einigen sich die Zollbeamten und Polizisten darauf, die rohen Steine durch die Abfertigung zu schleusen, und die Händler holen sie ab, kurz bevor sie ins Flugzeug steigen», erzählt Alex Leuenberger. Auf jeder Etappe des Prozesses werden Bestechungsgelder gezahlt. Obwohl ausländische Käufer*innen von Edelsteinen in der Regel von diesen illegalen Kanälen wissen, wird die Umsetzung den im Land ansässigen Vermittlern, insbesondere aus Sri Lanka, überlassen. «Wir lassen sie die Drecksarbeit machen, damit wir uns nicht die Hände schmutzig machen müssen», verrät ein Genfer Edelsteinhändler.

Madagaskar profitiert kaum vom Export

Dies führt dazu, dass die Exportzahlen verzerrt werden. «Offiziell exportiert Madagaskar praktisch keine Edelsteine», kritisiert Rémi Botoudi, Generalsekretär des Gewerkschaftsbundes Sekrima. «Das bedeutet, dass die Einnahmen aus dieser Tätigkeit nicht in den Staatskonten auftauchen und wir als Nation nicht von den Exportsteuern profitieren.»

Im Jahr 2022 soll die grosse Insel laut Statistik der Vereinten Nationen Edelsteine (Rubine, Smaragde und

Sapphire) im Wert von 31 262 US-Dollar exportiert haben. Im Jahr 2019, vor den Beschränkungen im Zusammenhang mit Covid-19, waren es angeblich 210 088 US-Dollar. Tatsächlich aber exportiert Madagaskar nach verschiedenen Schätzungen allein Sapphire im Wert von etwa 150 Millionen US-Dollar pro Jahr.

Wenn die Sapphire Madagaskar verlassen, reisen sie meist nach Sri Lanka. Dort werden sie geschliffen und minderwertige Edelsteine auf über 1500 Grad erhitzt, um die Farbe kräftiger zu machen oder Einschlüsse aufzulösen und die Klarheit zu erhöhen. Sie werden dann an thailändische Grosshändler verkauft. Der Gemmologe Vincent Pardieu stellt fest: «Fast alle diese Steine kommen auf ihrem Weg irgendwann durch Bangkok.» Die Stadt ist in der Tat zu einem weltweiten Zentrum für den Handel mit farbigen Edelsteinen geworden, ähnlich wie New York und Antwerpen für Diamanten. In Bangkok werden sie von Zwischenhändlern aufgekauft, die sie zu ihren endgültigen Bestimmungsorten bringen. Die schönsten Stücke werden auf internationalen Messen wie der GemGenève oder den Messen in Hongkong, Las Vegas und Tucson ausgestellt, bevor sie in den Werkstätten der grossen Schmuck- und Uhrenmarken landen.

Traumschmuck aus Alptraumsteinen

Das Gem Lab liegt im Obergeschoss des achteckigen Gebäudes, in dem sich das Hauptquartier von Gübelin im Luzerner Maihofquartier befindet, und sieht eher aus wie das Büro eines Start-ups als wie ein Labor. An ihren Computern sitzen Gemmolog*innen, die mit komplizierten Berechnungen beschäftigt sind, um den Ähnlichkeitsgrad der ihnen anvertrauten Steine mit der Referenzsammlung zu bestimmen. «Diese enthält über 28 000 Edelsteine, die in Minen auf der ganzen Welt geschürft wurden», erklärt Daniel Nyfeler, der Chef des Gem Lab.

In der Schweiz befinden sich die beiden weltweit renommiertesten Labors für die Analyse von Farbedelsteinen: das Gübelin Gem Lab in Luzern und das Schweizerische Gemmologische Institut in Basel, die 1923 bzw. 1972 gegründet wurden. Beide stellen Berichte aus, welche die Herkunft eines Edelsteins und eine allfällige Behandlung dokumentieren. Sie geben den Steinen auch eine Note und in einigen Fällen eine Farbe, wie Royal Blue oder Taubenblutrot, die begehrten Titel.

Zuerst untersuchen die Angestellten des Gem Lab jeden Stein unter dem Mikroskop. Dann unterziehen sie ihn mehreren Messungen mit Spektroskopie- und Massenspektrometriegegeräten, um seine molekulare und chemische Zusammensetzung zu bestimmen. «Ein Stein ist wie eine Raum-Zeit-Kapsel», sagt Daniel Nyfeler. «Er enthält viele Mineralien, die uns Auskunft darüber geben, wo und wann er entstanden ist.» Jedes Jahr analysiert das Labor 10 000 Edelsteine. →

← In der Hauptstadt Antananarivo werden die Sapphire in kleinen Ateliers geschliffen, die zum Teil in der Hand von Franzosen und Schweizern sind. Die Steine werden in Hotels und Boutiquen in Madagaskar verkauft, zum grossen Teil aber exportiert.



«Ich konzentriere mich auf schöne Stücke für die Haute Joallerie», sagt der Genfer Geschäftsmann Benjamin Mizrahi, der sich vor zwölf Jahren selbstständig gemacht hat, nachdem er zuvor für Piaget und De Grisogono gearbeitet hatte.

Das Verfahren ist zwar genau, aber nicht unfehlbar. «Als der Run auf den Saphir in Madagaskar begann, fehlten den Labors Referenzsteine von dort», erzählt Vincent Pardieu. Dies führte zu Fehlern. «Mehrere Saphire wurden fälschlicherweise als aus Kaschmir oder Sri Lanka stammend identifiziert», sagt er.

Auch heute noch sind Saphire aus Madagaskar die am schwierigsten zu identifizierenden Edelsteine. Daniel Nyfeler öffnet eine Tabelle auf seinem Computer, welche die Analyse eines madagassischen Edelsteins zeigt. Das statistische Modell weist ihm nur eine 46-prozentige Wahrscheinlichkeit zu, von der Insel in Ostafrika zu stammen, während diese bei Sri Lanka 40,5 % beträgt.

Dies ist nicht unbedeutend. Edelsteine aus Madagaskar sind 10- bis 15-mal weniger wert als die aus Kaschmir und 10 bis 20 % weniger als die aus Sri Lanka. «Die Edelsteine aus historischen Minen haben eine gewisse Aura, und das treibt ihre Preise in die Höhe», sagt Michelot von der Gemmologischen Gesellschaft.

Um die Rückverfolgbarkeit von Edelsteinen zu verbessern, hat das Gem Lab von Gübelin daher 2017 die Initiative Provenance Proof ins Leben gerufen. Die Initiative hat eine Lösung entwickelt, die Nanopartikel enthält, die mit synthetischer DNA versehen sind. In ihr lassen sich kodierte Informationen speichern, zum Beispiel zur Mine, in welcher der Stein abgebaut wurde. «Der Edelstein wird in diese Flüssigkeit getaucht, die in winzige Risse auf seiner Oberfläche eindringt», erklärt Klemens Link, der Leiter von Provenance Proof.

Um sein Angebot zu vervollständigen, hat das Start-up 2019 ein auf Blockchain basierendes System

entwickelt, bei dem ein digitaler Zwilling des Steins erstellt wird. Dadurch können jederzeit Daten über den Stein hinzugefügt werden: Wer hat ihn gekauft? Wer hat ihn geschliffen? Wurde er behandelt? «Sind die Informationen einmal in der Datenbank, können sie nicht mehr geändert werden», sagt Link. Darin sind bereits über zehn Millionen Edelsteine erfasst.

«Die Minenarbeiter leiden unter entsetzlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen.»

Gewerkschafter Glen Mpufane

Ein grosser Teil der hochwertigen Edelsteine, die vom Gem Lab in Luzern analysiert werden, landet in den Tresoren von Genfer Händler*innen. Einer davon ist Benjamin Mizrahi. Um in sein Büro zu gelangen, muss man durch eine mit Überwachungskameras ausgestattete Sicherheitsschleuse und durch nicht weniger als vier Panzertüren gehen. Er unterhält sich gerade mit einem Edelsteinhändler aus Sri Lanka, der ihm madagassische Saphire bringen will.

«Ich konzentriere mich auf schöne Stücke für die Haute Joallerie», sagt der Geschäftsmann, der sich vor zwölf Jahren selbstständig gemacht hat, nachdem er zuvor für Piaget und De Grisogono gearbeitet hatte. «Das ist ein ganz anderer Markt als die Uhrenindustrie, wo man eher viele kleine Steine gleicher Farbe und Grösse



Genf wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem wichtigen Handelszentrum für Edelsteine. An der noblen Rue du Rhône reihen sich die Schaufenster der Schmuckmarken aneinander: Bulgari, Piaget, Adler, Chopard, Graff, Cartier, Gübelin, Harry Winston.

braucht, um sie in ein Zifferblatt oder ein Uhrenarmband einzufassen.»

Genf wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Handelszentrum für Edelsteine. «Viele ausländische Edelsteinhändler haben sich hier niedergelassen», sagt Thomas Färber, Erbe einer deutschen Juwelierdynastie, die seit den 1980er-Jahren in Genf ist. «Auch Auktionshäuser wie Christie's und Sotheby's haben hier Zweigstellen eröffnet.»

Die Calvin-Stadt profitierte auch von ihren Zollfreilagern. Elke Berr, eine der wenigen Frauen in der Branche, die 1986 die Firma Berr & Partners gründete, erklärt: «So muss man keinen Einfuhrzoll auf einen Stein zahlen, bevor man ihn mit eigenen Augen gesehen hat.» Sie ist zweimal nach Madagaskar gereist und kauft dort regelmässig Steine an.

Das vertrauliche Milieu der Genfer Edelsteinhändler, deren Büros ohne Firmenschild in den oberen Stockwerken diskreter Immobilien angesiedelt sind, besteht hauptsächlich aus «Familienunternehmen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden», so Charles Abouchar, dessen Unternehmen 1979 gegründet wurde. Es gibt etwa 30 davon in der Stadt.

Wer die Ergebnisse ihrer Verkäufe begutachten will, muss nur die Rue du Rhône entlanggehen. Hier reihen sich die Schaufenster der Schmuckmarken aneinander: Bulgari, Piaget, Adler, Chopard, Graff, Cartier, Gübelin, Harry Winston. In den Boutiquen glitzern die Schmuckstücke in dezenter Beleuchtung wie in einem Schrein. Preisschilder sucht man vergebens. «Ich finde es sehr problematisch, dass Schweizer Schmuckmarken

Sapphire aus Madagaskar beziehen», sagt Glen Mpufane, der für den Edelsteinabbau-Sektor des Gewerkschaftsverbandes Industriall Global Union mit Sitz in Genf zuständig ist. «Die Minenarbeiter leiden unter entsetzlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen, die wesentlich schlimmer sind als in anderen afrikanischen Ländern.»

Sapphire aus Ilakaka auf Schweizer Schmuck

Sapphire aus Ilakaka gehören dennoch zum Sortiment zahlreicher helvetischer Schmuckmarken. Piaget, Van Cleef & Arpels und Cartier (die zu Richemont gehören), Bucherer, Harry Winston, Gübelin, Adler und De Grisogono verwenden sie alle, wenn man ihren Websites Glauben schenken darf. So finden sie sich etwa auf der Blue-Waterfall-Halskette von Piaget mit einem blauen Edelstein von 14,6 Karat, auf der Namaka-Kollektion von Adler, auf einem Pantherring von Cartier, auf der regenbogenfarbenen Pastello-Linie von Bucherer oder als grosser blauer Cabochon von 4,46 Karat auf einem Ring von Gübelin.

Auf Nachfrage gaben die meisten Marken zu, dass es Probleme gibt, verwiesen aber auf ihre internen Kontrollverfahren. Bei Gübelin heisst es, man sei 2022 nach Madagaskar gereist, um die Situation zu beurteilen. «Die dort vorherrschende Goldgräbermentalität wird sich wohl nicht so rasch ändern», sagt Raphael Gübelin, der dem Unternehmen vorsteht. «Aber wir haben Minen identifiziert, die Nachhaltigkeit ernst nehmen und angemessene Löhne zahlen. Es wird allerdings noch einige Jahre dauern, bis diese Edelsteine auf den Markt kommen.» Gübelin weist ausserdem darauf hin, dass

die Firma seit 2022 vom Responsible Jewellery Council (RJC) zertifiziert ist und von ihren Lieferanten die Einhaltung ihrer internen Verhaltenskodizes verlangt.

Bucherer räumt ein, dass «ein Risiko von Menschenrechtsverletzungen in der Lieferkette» besteht, gibt aber an, 2023 eine nachhaltige Beschaffungspolitik und einen Verhaltenskodex eingeführt zu haben, dem die Lieferanten unterworfen sind. Der Konzern führt nach eigenen Angaben regelmässige Inspektionen durch.

Konzerne verweisen auf Papiere zur Nachhaltigkeit

Auch die Richemont-Gruppe, zu der die Marken Piaget, Van Cleef & Arpels und Cartier gehören, verweist auf ihren Verhaltenskodex und gibt an, regelmässig «konstruktive Dialoge mit Akteuren der Zivilgesellschaft» über soziale und ökologische Fragen zu führen. Rolex

gibt an, nur 1000 Karat Saphire aus Madagaskar pro Jahr zu kaufen, was für die Herstellung von weniger als 500 Uhren ausreicht. Aufgrund dieses geringen Volumens hat die Marke nach eigenen Angaben «keinen Einfluss auf den Saphirmarkt». Sie erklärt jedoch, dass sie ihren vier Edelsteinlieferanten aus Madagaskar vertraut, die alle die Rolex-Nachhaltigkeitscharta unterzeichnet haben. Swatch, der die Marke Harry Winston gehört, verweist lediglich auf ihren Nachhaltigkeitsbericht und verspricht, das Thema intern zu diskutieren. Die Unternehmen Adler und De Grisogono reagierten nicht auf unsere Anfragen.

Vom RJC, das Gübelin ins Feld führt, hält Gewerkschafter Glen Mpufane wenig: Diese Instanz wasche lediglich die Marken am Ende der Kette rein, ohne zu überprüfen, was im Vorfeld passiert. Der Genfer Edelsteinhändler Ronny Totah nimmt kein Blatt vor den



Die Genfer Edelsteinhändlerin Elke Berr prüft einen Saphir aus Madagaskar.

Mund: «Es ist ein riesiger Schwindel. Die grossen Käufer von farbigen Edelsteinen haben beschlossen, ein Label herauszugeben und es sich selbst zu verleihen.»

«Es ist ein riesiger Schwindel. Die grossen Käufer von farbigen Edelsteinen haben beschlossen, ein Label herauszugeben und es sich selbst zu verleihen.»
Ronny Totah, Genfer Edelsteinhändler

Der RJC wurde 2005 von 14 Organisationen aus der Schmuckindustrie gegründet und hat 1650 Mitglieder. «Jeder muss sich zur Einhaltung unseres Verhaltenskodex verpflichten und wird von einer dritten Partei

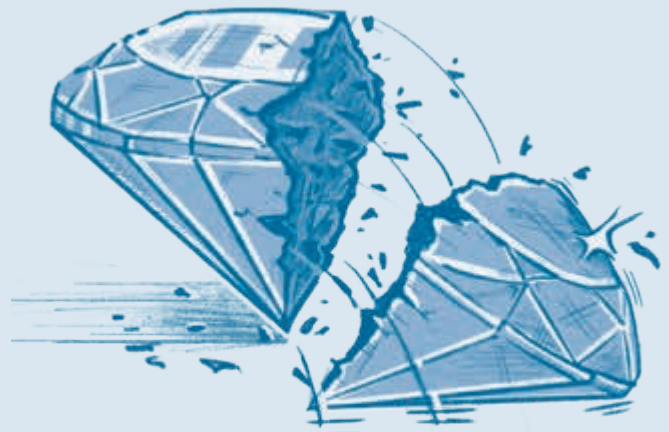
geprüft», sagt Direktorin Melanie Grant. Zum Kodex gehören menschenwürdige Arbeitsbedingungen, verantwortungsvolle Abbaupraktiken und die Bekämpfung von Korruption. Aber unter den Mitgliedern sind nur zwölf Minenunternehmen, und keines davon baut Sapphire in Madagaskar ab. Ob der Verhaltenskodex des RJC eingehalten wird, prüft also niemand vor Ort. «Die Minenarbeiter in Ilakaka sind vollständig vom Zertifizierungs- und Prüfungsprozess ausgeschlossen», betont Glen Mpufane.

Unsägliche Arbeitsbedingungen, Kinderarbeit, skrupellose Zwischenhändler, Bestechungsgelder und ein Staat, der von seinem Rohstoffreichtum nicht profitiert: Wie lange noch lastet der Fluch der Sapphire über Madagaskar? Und wie lange lassen die Schmuck- und Uhrenfirmen aus der Schweiz und von anderswo dies noch zu? ■

Das Wort der Stunde

Der etwas andere Blick auf ein zentrales Wort dieser Ausgabe

Rohstofffluch



Die Bodenschätze eines Landes werden oft zu einem Fluch für seine Bevölkerung, anstatt sie aus der Armut zu befreien. Denn die natürlichen Ressourcen werden von skrupellosen Händlern ausgebeutet, sind mit Korruption und Konflikten behaftet und vertiefen die Ungleichheit im Land – ganz zu schweigen von den hohen Umweltkosten, die der Abbau mit sich bringt. Es ist immer wieder erstaunlich, wie die Karten, die in den Anfängen des Kolonialismus verteilt wurden, nie neu gemischt werden.

Wie man am Beispiel der Sapphire aus Madagaskar sehen kann, ist der Rohstofffluch immer noch allgegenwärtig. Ihn abzuwenden, wäre im Fall der Sapphire allerdings keine Hexerei: Die Schmuck- und Uhrenhersteller müssten nur etwas mehr Sorgfalt an den Tag legen, um sicherzustellen, dass die Edelsteine, die ihre Schmuckstücke

und Uhren zieren, nicht mit dem Blut und Schweiß ausgebeuteter Minenarbeiter befleckt sind.

Doch anstatt ihre Angelegenheiten zu sortieren und ihre Geschäftspartner zu überprüfen, begnügen sich die Luxusgüterhersteller damit, ihre Verhaltenskodizes und andere Richtlinien in den Vordergrund zu stellen, welche den «Ethos» ihres Sortiments garantieren sollen: kunstvoll gedrechselte Texte, die letztlich nur dazu dienen, das gute Gewissen zu polieren und die dramatische Realität zu verbergen, die sich hinter dem hochprofitablen Geschäft mit den verfluchten Rohstoffen versteckt. Von einer Branche, die so sehr nach Exzellenz und Perfektion strebt wie die Schmuck- und Uhrenindustrie, könnte man etwas mehr erwarten.

MAXIME FERRÉOL



© Abdul Goni/AFP

Staatlich verordnete Hungerlöhne in Bangladeschs Textilfabriken: das unsägliche Schweigen der Modefirmen

Statt endlich menschenwürdige Löhne für die über vier Millionen Textilarbeiter*innen sicherzustellen, verordnet die Regierung einen Hungerlohn als Mindestlohn. Verantwortung tragen auch die internationalen Modefirmen, welche die Gewerkschaften in ihrem Kampf gegen Armutslöhne nicht unterstützen.

ROMEO REGENASS

Polizisten mit Gewehr, Helm, schusssicherer Weste und Schutzschild stehen in mehreren Reihen vor zahlreichen Textilarbeiterinnen und einigen wenigen Arbeitern. Die einen sind mehrfach geschützt und bewaffnet, die anderen sind unbewaffnet und tragen höchstens eine Schutzmaske gegen Viren.

Das Bild illustriert aufs Beste das Machtgefälle, das die Unruhen kennzeichnete, die Bangladesch im letzten November erlebte. Arbeiter*innen im ganzen Land hatten zu protestieren begonnen, nachdem der Verband der Textilhersteller (BGMEA) im Oktober vorgeschlagen

hatte, den Mindestlohn für die 4,4 Millionen Textilarbeiter*innen des Landes auf magere 10 400 Taka (umgerechnet gut 80 Franken) pro Monat anzuheben. Das Arbeitsministerium legte im November dann 12 500 Taka (rund 100 Franken) fest. Das lag weit unter den von den freien Gewerkschaften geforderten 23 000 Taka. Dieser Betrag wäre nach Studien nötig, um die in der Textilindustrie Beschäftigten über die Armutsgrenze zu bringen.

Weil sich die Arbeiter*innen dazu verdammt sahen, in den fünf Jahren bis zur nächsten Lohnanpassung weiter ums nackte Überleben zu kämpfen, hielten die

Unruhen wochenlang an. Mindestens vier Beschäftigte wurden während der Proteste getötet und Dutzende ernsthaft verletzt, nachdem sie Polizeigewalt in Form von Tränengas, Gummigeschossen und scharfer Munition ausgesetzt gewesen waren. Mindestens 115 Arbeiter*innen wurden verhaftet, gegen viele Protestierende wurden juristische Verfahren eingeleitet, Gewerkschaftsmitglieder eingeschüchtert. Rund 150 Fabriken schlossen temporär; unzählige Arbeiter*innen blieben ohne Lohn.

In einem solchen Klima der Angst goss der Präsident von BGMEA noch Öl ins Feuer. In einer von Zynismus triefenden «Erklärung» empfahl er den Arbeiter*innen, die mit dem Mindestlohn nicht zufrieden waren, Überstunden zu machen – und das über die gesetzliche Höchstarbeitszeit hinaus. Und er riet ihnen, sich einen Teil der Ferien in bar auszahlen zu lassen. Im Übrigen sei der durch Überstunden aufgebesserte Mindestlohn «genug für einen typischen Arbeiterhaushalt».

Einkaufspreise sollten Existenzlöhne ermöglichen

Textilfabrikanten in Bangladesch behaupten, dass sie sich einen Mindestlohn über 12 500 Taka nicht leisten könnten. Und einige gehen so weit, dass sie sagen, dass bereits dieser Lohn einige Subunternehmer in den Ruin treiben würde. Es sind auch die internationalen Modefirmen, welche die Einkaufspreise und damit die Handlungsspielräume in der Branche diktieren. Die Preise, welche die internationalen Modefirmen und Marken im Einkauf bezahlen, sollten es den Fabrikbesitzern ermöglichen, allen Arbeiter*innen mindestens einen existenzsichernden Lohn zu zahlen. Doch meist reichen die in Ländern wie Bangladesch bezahlten Einkaufspreise kaum aus, um die unterhalb der Armutsgrenze liegenden Mindestlöhne zu bezahlen.

«Wieso setzen die Inhaber der Textilfabriken statt der Arbeiter*innen nicht die Modefirmen unter Druck?», fragte Kalpona Akter, Aktivistin und Präsidentin der Gewerkschaft BGIWF, denn auch in einem Meinungsartikel in der Zeitung «Daily Star». Akter findet, die Regierung sei nicht neutral. «Ein hoher Prozentsatz der Parlamentsabgeordneten besitzt Bekleidungsfabriken. Sie sind um sich selbst besorgt, nicht um die Arbeitnehmenden. Und ihre Strategie sieht deshalb auch keine Verhandlungen mit den Modefirmen vor.»

Internationale Markenfirmen blieben stumm

Die von Public Eye mitgetragene Clean Clothes Campaign hat die internationalen Markenfirmen mehrfach dazu aufgerufen, die Forderung der freien Gewerkschaften nach einem Mindestlohn von 23 000 Taka ausdrücklich zu unterstützen und den Lieferanten zu versichern, dass sie die Einkaufspreise entsprechend der Erhöhung der Arbeitskosten erhöhen würden. Doch mit Ausnahme des Outdoor-ausrüsters Patagonia weigerten sich alle Marken, dies zu tun. Sie blieben stumm.

Viele Modefirmen, die in Bangladesch produzieren lassen, darunter H&M, Inditex (Zara) oder C&A, bekennen sich seit Langem zu existenzsichernden Löhnen. Doch in einem so entscheidenden Moment, in dem es wirklich darauf ankommt, dass die Markenfirmen ihren übergrossen Einfluss nutzen, damit die Menschen, die ihre Kleidung herstellen, nicht länger in Armut festgehalten werden, haben die Firmen versagt. Sie gaben vor, eine Erhöhung des Mindestlohns zu unterstützen, folgten jedoch der Minimalvariante der Regierung.

Tatsächlich liegt es nun an den Modefirmen, ihren schönen Worten Taten folgen zu lassen und sicherzustellen, dass die Arbeiter*innen in ihrer Lieferkette in Bangladesch mindestens 23 000 Taka verdienen.

H&M liess sich in Medienbeiträgen sogar dafür feiern, dass der Konzern seine Einkaufspreise erhöhen würde, damit die Hersteller den höheren Mindestlohn in Bangladesch bezahlen könnten. «Medien loben H&M für das Bekenntnis zu Armutslöhnen», kritisierten zwei Vertreterinnen der Clean Clothes Campaign in einem Meinungsbeitrag auf der Website des Business & Human Rights Resource Centre und bezeichneten das Phänomen als «Zeichen für ein völlig kaputtes System».

Modefirmen dürfen keine Hungerlöhne unterstützen

Tatsächlich liegt es nun an den Modefirmen, ihren schönen Worten Taten folgen zu lassen und sicherzustellen, dass die Arbeiter*innen in ihrer Lieferkette in Bangladesch mindestens 23 000 Taka verdienen. Dies wäre immer noch kein existenzsichernder Lohn, sondern lediglich das absolute Minimum, das die Arbeiter*innen und ihre Familien benötigen, um über die Runden zu kommen.

Die unabhängigen Gewerkschaften in Bangladesch haben wie schon vor fünf Jahren scharfe Kritik am formalen Lohnfindungsprozess geübt. Sie fordern, dass der Mindestlohn jährlich angepasst wird statt nur alle fünf Jahre, wie dies bislang der Fall ist. Sie weisen auch darauf hin, dass die Vertretung der Arbeitnehmenden in der Lohnkommission aus der repräsentativsten Gewerkschaft ausgewählt werden muss. Bisher wurde dieser Grundsatz missachtet; es wurde eine «Vertretung der Arbeitnehmenden» eingesetzt, die den Interessen der Arbeitgebenden und der Regierung wohlgesonnen ist.

Public Eye wird sich zusammen mit der Clean Clothes Campaign auch 2024 für Löhne einsetzen, die den Arbeiter*innen ein menschenwürdiges Leben ermöglichen – in Bangladesch und anderswo auf der Welt. ■

Russisches Erdöl: Dubai zieht alle Register, um die Schweiz zu verdrängen



Seit der Westen Sanktionen gegen russisches Erdöl ergriffen hat, ist Dubai zum neuen Eldorado für Händler geworden, die ihre Geschäfte mit Russland ungestört fortsetzen wollen. Dutzende von Unternehmen, die vor dem Krieg in der Ukraine von Genf aus operierten, haben ihre Präsenz in Dubai ausgebaut oder neue Firmen gegründet, weil die Vereinigten Arabischen Emirate sich nicht an den Sanktionen gegen Moskau beteiligen. Die Schweizer Rohstoffkonzerne tauchen derzeit unter den Käufern von russischem Öl kaum mehr auf. An ihre Stelle sind kleine und undurchsichtige Unternehmen getreten, von denen einige dem Kreml nahestehen. Public Eye hat in der Calvin-Stadt und im Steuerparadies Dubai recherchiert.

AGATHE DUPARC UND MANUEL ABEBE IN ZUSAMMENARBEIT MIT ROBERT BACHMANN; FOTOS: PANOS

Ein Morgen wie jeder andere im Erdgeschoss des gigantischen Almas Tower, dem Sitz des Dubai Multi Commodities Centre (DMCC). Wir befinden uns im Herzen der Bestie: Das 2002 vom Emirat Dubai gegründete DMCC ist einer der grössten Rohstoffhandelsplätze der Welt. Fast 23 000 Firmen sind hier registriert, die meisten von ihnen Handelsunternehmen aus der ganzen Welt, die mit Diamanten, Getreide, Tee, Kaffee oder fossilen Brennstoffen Geschäfte machen.

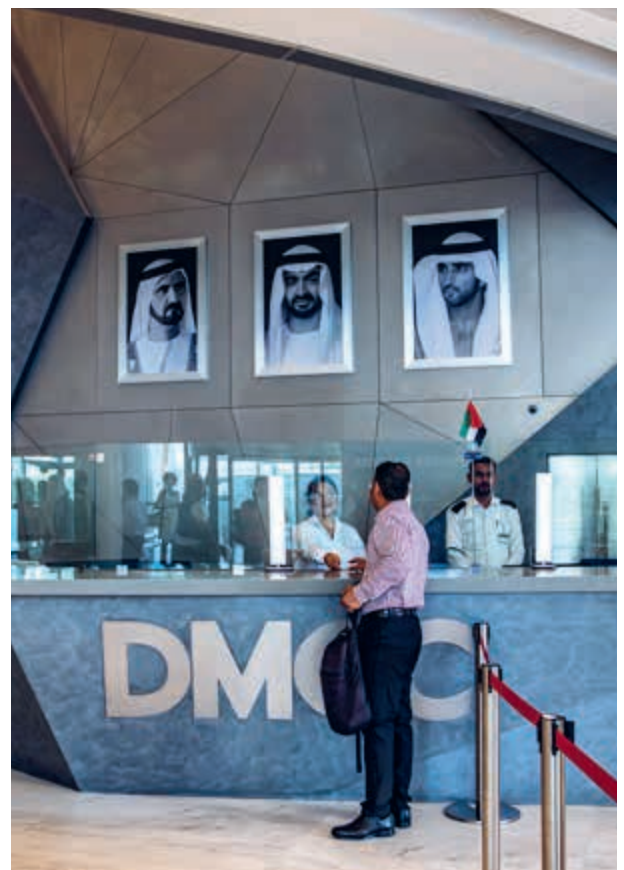
Am Eingang werden die Besucher*innen von den Porträts der drei führenden Scheichs der Vereinigten Arabischen Emirate begrüsst, darunter Muhammad bin Raschid Al Maktum, der Herrscher des Emirats Dubai mit einem geschätzten Vermögen von 14 Milliarden US-Dollar. Menschengruppen warten auf ihre Zugangsbadges, während die Aufzüge, die bis in den 68. Stock fahren, unentwegt in Bewegung sind. Ein Mann, der glaubt, er habe es mit einer Geschäftsfrau zu tun, steckt uns seine Visitenkarte zu und erklärt, dass sein Unternehmen Dienstleistungen aller Art anbietet und bei der örtlichen Regierung akkreditiert ist. Man sei in der Lage, «alle erdenklichen Bedürfnisse» zu erfüllen. «Sie kommen aus der Schweiz? Sehr gut.» Wir gehen nicht weiter darauf ein.

In der kreisförmigen Galerie, die einige Restaurants und Cafés beherbergt, ist das Modell des Geschäftsquartiers ausgestellt: 87 Wolkenkratzer, die wie Bäume um einen künstlichen See platziert sind. In den Türmen befinden sich Büros, Luxusresidenzen und Hotels sowie Fitnessstudios, Restaurants, Kindergärten und Geschäfte für die Bedürfnisse der unzähligen Hunde und Katzen. Fast 100 000 Menschen arbeiten in dieser Freihandelszone. Hier arbeitet man DMCC, lebt man DMCC, isst man DMCC. Auch eine U-Bahn-Station wurde nach diesem Kürzel benannt.

Mitten im geschäftigen Treiben ein kleiner Festakt: Zum neunten Mal in Folge wurde DMCC von dem

«FDI Magazine» der «Financial Times» zur besten Freihandelszone der Welt gekürt. Zwei junge Frauen, gekleidet in beigefarbenen Trenchcoats und schwarzen Hüten, machen eine Reihe von Fotos, während Hostessen in ärmellosen Glitzerkleidern strahlend weisse Rosen verteilen. Wer will, lässt sich hinter einem Fotorahmen in den Farben von DMCC ablichten. Nach einer halben Stunde ist die Veranstaltung vorbei.

DMCC ist nur eine von 30 Sonderwirtschaftszonen in Dubai. Seit dem Inkrafttreten der Sanktionen gegen Russland und des Erdölembargos – am 5. Dezember 2022 für Rohöl und am 5. Februar 2023 für Raffinerieprodukte – hat sie sich aber als bevorzugte Destination für Handelsunternehmen etabliert, die ihre Geschäfte mit Russland ungestört fortsetzen wollen. Dies gilt



→ Am DMCC-Hauptsitz im Almas Tower werden die Besucher*innen unter den wachsamen Blicken des Emirs von Dubai, dessen Sohn – des Kronprinzen – und des Emirs von Abu Dhabi begrüsst.

insbesondere für diejenigen, die zuvor von der Schweiz aus operierten. Im September 2023 besuchte eine Delegation des DMCC Genf und Zürich. Ihr Leiter, DMCC-Direktor Ahmed bin Sulayem, gab dabei bekannt, dass innert zwei Jahren die Zahl der Schweizer Unternehmen in der Freihandelszone um 30 % zugenommen habe.

Die Vereinigten Arabischen Emirate haben keine Sanktionen verhängt und stehen Russland und seinem Angriffskrieg mit freundlicher Neutralität gegenüber. Unternehmen in Dubai sind daher nicht verpflichtet, russisches Öl zu dem vom Westen festgelegten Price Cap zu kaufen; der Preisdeckel liegt bei 60 US-Dollar für ein Barrel Rohöl, 100 US-Dollar für Diesel und Kerosin sowie 45 US-Dollar für bestimmte Heizöle. Händler in der Schweiz und in den Ländern der Europäischen Union (EU) und der G7 müssen sich daran halten, um weiterhin mit Moskau Handel treiben zu können – vorausgesetzt, das Öl wird in Länder geliefert, die keine Sanktionen verhängt haben. Diese wichtige Massnahme wurde eingeführt, damit Russland seine Produkte weiterhin absetzen kann – eine Voraussetzung, um einen Anstieg der globalen Erdölpreise zu verhindern – und gleichzeitig die Einnahmen begrenzt werden, die Wladimir Putins Kriegsmaschinerie in der Ukraine finanzieren.

Weltkarte des Ölhandels völlig neu gezeichnet

Vor Ort wundert sich niemand darüber, dass Dubai, das als Bindeglied zwischen der westlichen Welt und den BRICS-Staaten Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika fungiert, innerhalb einiger Monate zum neuen Epizentrum des Handels mit russischem Öl geworden ist.

Es droht die Schweiz und insbesondere Genf von diesem Thron zu stossen, wurden vor der Invasion der Ukraine unseren Schätzungen nach doch 50 bis 60 % des russischen Rohöls von Schweizer Händlern verkauft, die ihre Büros mehrheitlich in Genf hatten.

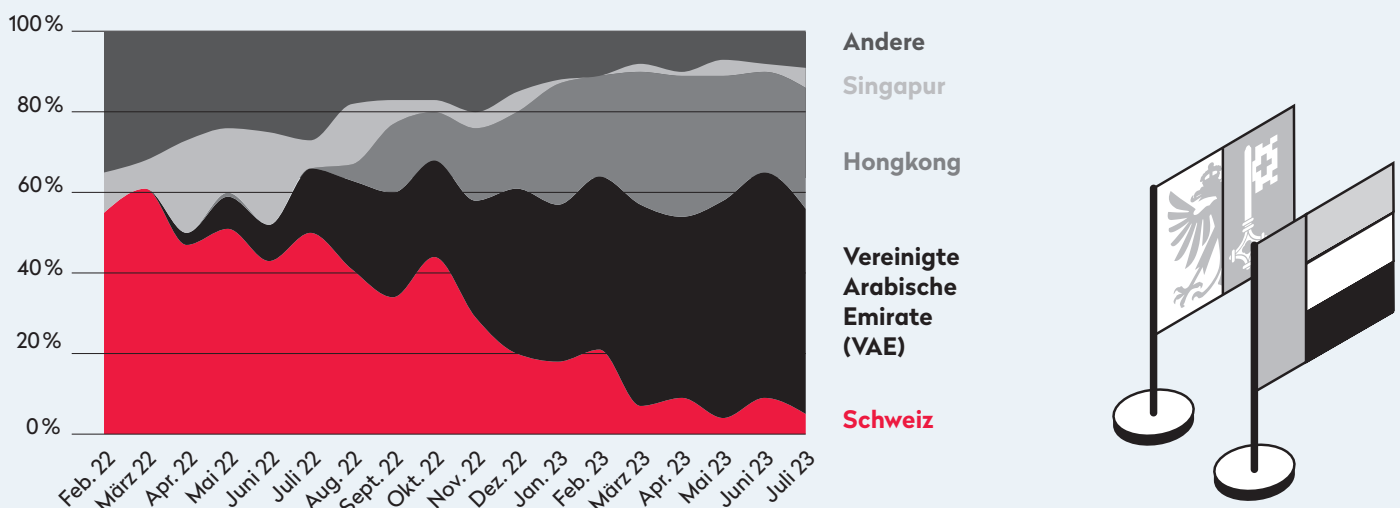
Public Eye konnte Einblick in die Ausfuhrerklärungen für russisches Rohöl erhalten, welche die Lieferanten zwischen Anfang Januar und Ende Juli 2023 bei der russischen Zollbehörde eingereicht haben. Neben Informationen über die gekauften Mengen und die Preise enthalten diese Daten auch Angaben zu den Verladehäfen in Russland sowie die Namen der Lieferanten und Käufer. Resultat: In den ersten sieben Monaten des Jahres 2023 machten die in einer Freihandelszone in Dubai registrierten Unternehmen den Löwenanteil aus. Für den Betrag von mindestens 14 Milliarden US-Dollar kauften diese mehr als die Hälfte der Rohölmengen, die für den Export von den vier grössten russischen Häfen (Ust-Luga, Primorsk, Noworossijsk, Kozmino) gemeldet wurden. Sechs der zehn grössten Käufer von russischem Rohöl auf dem Seeweg haben ihren Sitz in den Vereinigten Arabischen Emiraten.

Unsere Analyse zeigt, wie in nur einem Jahr die Weltkarte des Ölhandels neu gezeichnet wurde: Die Mengen, die zuvor von privaten Tradern aus der Schweiz und Singapur verkauft wurden, werden jetzt hauptsächlich über Dubai und Hongkong gehandelt.

«Dubai hat immer versucht, seine Wirtschaft vor weltpolitischen Schwankungen zu schützen. Jetzt wollen die Behörden diversifizieren und den Handel mit russischem Öl zurückgewinnen. Sie machen einen

Verschiebung des Handels mit russischem Rohöl von Genf nach Dubai

Prozentuale Anteile am Handelsvolumen nicht staatlicher Händler russischen Rohöls, nach Sitzstaat



Quelle: Analyse russischer Zolldaten durch Public Eye

شارع التجارة الحرة
Free Trading Street



grossartigen Job!», begeistert sich ein Analyst eines Handelsunternehmens, der vor einem Jahr aus der ruhigen Schweiz in die Hitze der Emirate gezogen ist. «Die Anziehungskraft von Dubai ist nicht neu. Sie war schon nach dem Ende des Bankgeheimnisses in der Schweiz und während der Pandemie spürbar, aber seit dem Ausbruch des Krieges in der Ukraine hat sich die Dynamik beschleunigt und jeder will hierherkommen», klärt er uns auf. Wie alle anderen Personen, mit denen wir gesprochen haben, will er anonym bleiben.

Bei den Mutmassungen über die Zukunft spaltet sich die Branche in diejenigen, die glauben, dass es sich um ein vorübergehendes Phänomen handelt, und solche, die meinen, dass ein Punkt erreicht ist, an dem es kein Zurück mehr gibt. Ein russischer Trader, der bei den grössten Genfer Unternehmen gearbeitet hat, sprach noch vor wenigen Monaten von einem «Witz», wenn von einem Umzug nach Dubai die Rede war. Er wies damals darauf hin, dass die Banken des Emirats keine Erfahrung in der Handelsfinanzierung hätten. Wir treffen ihn an der Bar eines grossen Hotels im Finanzzentrum DIFC (Dubai International Financial Centre). Mittlerweile sagt er, dass «in den nächsten zehn Jahren niemand mit Dubai konkurrieren kann», wo er als Berater mittlerweile die Hälfte seiner Zeit verbringt.

Der russische Trader ist jedoch der Meinung, dass die Schweiz weiterhin sehr attraktiv sei. Die grossen Rohstoffhändler seien zwar auf anderen Märkten aktiv, aber immer noch daran interessiert, die Verbindung zu den Schweizer Banken aufrechtzuerhalten. Auch die meisten kleineren Trader haben trotz Umzug nach Dubai noch

eine Firma am Genfersee behalten. «Warum sollte man sie schliessen? So kann man immer noch einen Fuss im Westen haben und, das vor allem, die Beziehungen zu den Schweizer Banken pflegen, die den Handel finanzieren, auch wenn sie nichts mehr mit russischen Produkten zu tun haben wollen», bemerkt er.

Die Genfer Rue du Rhône auf 78 Stockwerken

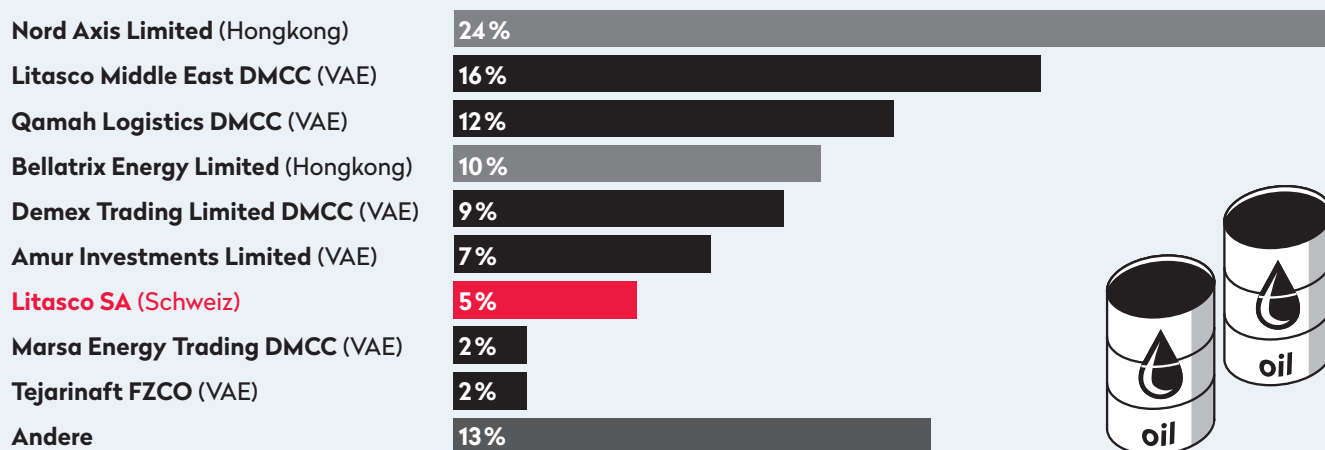
Ab Sommer 2022 verschwanden die Genfer Giganten Trafigura, Vitol und Gunvor, langjährige Partner der staatlichen russischen Ölgesellschaften wie Rosneft, in Erwartung des historischen Embargos, aus den Top Ten der Käufer von russischem Öl. Sie fürchteten um ihren Ruf. Nach und nach wurden sie durch weniger bekannte Händler oder sogenannte Pop-up-Unternehmen ersetzt, das heisst Unternehmen mit einem völlig undurchsichtigen Profil, die plötzlich auf dem Markt auftauchten, ohne dass ihre Eigentümer bekannt sind (siehe Public Eye Magazin vom April 2023).

Die grössten Ölhändler hatten bereits Anfang der 2010er-Jahre Niederlassungen in dem kleinen Emirat eröffnet, wie aus dem Handelsregister von DMCC hervorgeht. Diese Filialen in Dubai wurden ausgebaut. Und weitere wurden gegründet. Der Genfer Handelskonzern Gunvor etwa ist seit 2011 mit Gunvor Middle

→ Der 340 Meter hohe Uptown Tower ist das neueste Schmuckstück von DMCC. Mehrere Händler, die früher aus der Schweiz operierten, sind hier eingezogen.

Händler in den VAE dominieren unter wichtigsten Käufern russischen Rohöls

Anteil am gesamten über die vier grössten russischen Seehäfen gehandelten Rohöl, Januar bis Juli 2023







East DMCC vertreten, und im Oktober 2022 wurde mit Gunvor Energy Trading DMCC eine weitere Firma gegründet. Sie fokussierte sich speziell auf Transaktionen mit Russland und ist derzeit praktisch «stillgelegt», wie aus den russischen Zoll Daten hervorgeht. Dasselbe gilt für die Ableger der beiden Konzerne Vitol und Trafigura.

Für den russischen Trader Litasco war der Rückzug nach Dubai eine Notwendigkeit. Vor dem Krieg in der Ukraine stammte ein Drittel der Mengen, die das nach wie vor in Genf beheimatete Unternehmen handelte, von den Ölfeldern seiner russischen Mutterfirma Lukoil. Um seine Aktivitäten fortzusetzen, versetzte Litasco ab dem Sommer 2022 die Hälfte seines Personals, das heisst etwa 100 Personen, in die Hitze Dubais, konkret in die 18. Etage des Almas Tower. Sie sind jetzt bei Litasco Middle East DMCC angestellt und sind kürzlich in das neueste Schmuckstück von DMCC umgezogen, den Uptown Tower. Dieser ultraluxuriöse 78-stöckige Turm wurde in fünf Jahren am Rand des Quartiers errichtet. In der Umgebung sind derzeit noch Bauarbeiten im Gange, entsprechend staubig ist es.

Nach unseren Informationen haben hier auch weitere Ableger von Genfer Rohstoffhändlern Unterschlupf gefunden: Trafigura PTE LTD (DMCC Branch), Socar Trading Middle East DMCC, Sahara Energy DMCC und Wellbred Trading DMCC (eine singapurische Firma, die ebenfalls in Genf ansässig ist). An der Rezeption wurde uns erklärt, dass es nicht möglich sei, eine vollständige Liste der Mieter der 23 Büroetagen vorzulegen, da dies «nicht die Politik des Hauses» sei. In der Lobby ist auffällig oft Russisch zu hören.

«Es ist ein bisschen wie in Genf an der Rue du Rhône, nur ist alles viel moderner», meint ein Vertreter der Branche, der immer noch im Almas Tower ansässig ist, der nun als «altmodisch» gilt.

Maximale Offenheit gepaart mit Undurchsichtigkeit

«Dubai will als Handelsplatz offen für alle sein und so viel Geld wie möglich anziehen», sagt ein Compliance-Spezialist, der seit Jahren dort lebt und geschäftlich Erfolg hat. «Es hat sich zwar viel verbessert, aber bei den Firmengründungen gibt es aus unternehmensrechtlicher Sicht immer noch viele Lücken.» Die Behörden des Emirats zeigen wenig Eifer, unklare Verhältnisse zu klären, was in Zeiten von Sanktionen viele Vorteile mit sich bringt. Das DMCC verspricht beispielsweise, die Registrierung eines neuen Unternehmens oder einer Tochtergesellschaft und die Erteilung einer Lizenz benötige höchstens

← Dschabal Ali, 35 Kilometer südwestlich von Dubai, ist einer der grössten Tiefwasserhäfen am Persischen Golf. Der Import russischer Ölprodukte macht 10 % seiner Aktivitäten aus.



Volleyballspiel am Strand von Dschabal Ali; im Hintergrund die Infrastruktur des Hafens.

zwei Wochen, und das erst noch mit einer minimalen Sorgfaltsprüfung (Due Diligence). So muss der Name der wirtschaftlich Berechtigten eines Unternehmens nicht angegeben werden. Es reicht der Name eines Teilhabers, der somit auch bloss ein Strohhalm sein kann.

Auf Anfrage antwortet der Sprecher von DMCC dazu schriftlich: «Alle Gesuche um Registrierung von Unternehmen in der Freihandelszone werden von DMCC in Übereinstimmung mit den lokalen Gesetzen und im Rahmen eines klaren, umfassenden und soliden Compliance-Prozesses streng geprüft.»

Dubai wird seit Jahren als Heimat grosser Steuerbetrugs- und Geldwäscherei-Netzwerke angeprangert, wie die journalistischen Enthüllungen Dubai Papers und Dubai Uncovered dokumentiert haben. Im Februar 2022 setzte die Financial Action Task Force (FATF), welche die Einhaltung des internationalen Mindeststandards zur Bekämpfung von Geldwäscherei überwacht, die Vereinigten Arabischen Emirate und damit Dubai wegen strategischer Mängel bei der Bekämpfung der Geldwäscherei auf eine graue Liste. Das Land steht nun unter Beobachtung, und die Behörden haben sich verpflichtet, die Mängel zu beheben, um bei den internationalen Märkten und Investoren den guten Eindruck wiederherzustellen.

Obschon 90 % der russischen Barrels, die von lokalen Unternehmen gehandelt werden, gar nicht erst in die Emirate gelangen, sondern direkt aus Russland hauptsächlich nach Asien, Afrika und Lateinamerika exportiert werden, hat Dubai aus logistischer Sicht viel mehr zu bieten als Genf. Sein Handelshafen Dschabal Ali ist der neuntgrößte der Welt, und er erlebt gerade ein rapides Wachstum. Laut der Onlinefachzeitschrift «Mees» macht der Import von russischen Ölprodukten, der vor September 2022 praktisch nicht stattfand, nun 10 % des Geschäfts aus. Litasco hat bereits Flächen gemietet. Aufgrund dieses Zustroms soll ein neues Terminal für Öllagerung und Blending (das Mischen von Ölarten unterschiedlicher Qualität) errichtet werden. Der Hafen von Fudschaira am Golf von Oman, 120 Kilometer östlich von Dubai, ist der wichtigste Umschlagplatz in den Vereinigten Arabischen Emiraten; er profitiert ebenfalls vom russischen Geldsegen.

Öltanks und Geisterschiffe in Hülle und Fülle

Genau genommen kehrt Dubai nur zu seiner ersten Liebe zurück. In den 1970er-Jahren waren es die Einnahmen aus dem schwarzen Gold, die das kleine Fischerdorf, dessen einzige Attraktion der Perlenhandel war, innerhalb weniger Jahrzehnte in eine hochmoderne Stadt verwandelten, die das ganze Jahr über klimatisiert und mit



der ganzen Welt verbunden ist. Der Erdölsektor macht heute 65 % des Bruttoinlandprodukts der Vereinigten Arabischen Emirate aus.

Der Wüstenstaat spielt auch eine zentrale Rolle, damit Moskau sein Öl verschiffen kann, ohne Aufsehen zu erregen. Laut einer Analyse von Crea, einer finnischen Organisation, welche die Umsetzung der Erdölsanktionen gegen Russland beobachtet, sind 41 % der sogenannten Geisterschiffe in den Vereinigten Arabischen Emiraten registriert – 12 % in Indien und 8 % in Vietnam, Hongkong und China. Es handelt sich dabei um oft schrottreife Tanker, die russisches Öl ohne Einhaltung des Preisdeckels transportieren und nicht westliche Versicherer in Anspruch nehmen. Diese Schiffe verschwinden regelmässig von den Radarschirmen, indem sie den Funk ausschalten. Auf hoher See pumpen sie in sogenannten Ship-to-Ship-Transfers Erdöl von einem Tanker auf einen anderen, um den russischen Ursprung der Produkte zu verschleiern.

Diese Geisterflotte soll mehr als 400 Tanker umfassen, welche die Ozeane erst noch mit dem Risiko einer Ölpest bedrohen. Hinzu kommen gut 100 Schiffe von Sovcomflot: Im Frühjahr 2022 übertrug dieser russische staatliche Schiffsriese das Management der Tanker an seine in Dubai registrierte Tochtergesellschaft Sun Ship Management (in der Schweiz auf der Sanktionsliste) und danach teilweise an eine neue Firma, die ebenfalls in Dubai domiziliert ist.

Schweizer Kanzleien kümmern sich um die Umzüge

In der Schweiz beschäftigt das Geschäft mit den Niederlassungen in Dubai zahlreiche Kanzleien. Ein Anwalt erzählt uns, dass er regelmässig dorthin reist, um russischen Klient*innen beim Kauf von Immobilien und bei der Eröffnung von Bankkonten zu helfen. Vor Kurzem unterstützte der Anwalt ein Handelshaus, das seit 25 Jahren in der Schweiz registriert ist, bei der Verlagerung des Grossteils seines Personals. Das Unternehmen, dessen Namen er nicht nennen will, hat immer noch eine Präsenz in der Schweiz, und einer der russischen Teilhaber lebt weiterhin in Genf. Aber es operiert jetzt von Dubai aus. Die Kreditlinien der Schweizer Banken, die seit den Sanktionen kein russisches Öl finanzieren wollen, wurden gekappt. Die Firma in Dubai finanziert sich nun aus eigenen Mitteln, durch private Investoren oder über russische Banken. Darüber hinaus hat sie ihre Handelsströme nach Brasilien, Indien und Südafrika verlagert. «Von Dubai aus kann man Zahlungen nach Russland tätigen, während die Banken in der Schweiz dies ablehnen, selbst wenn alles völlig legal ist», so seine Aussage.

«Hier werden meine Kund*innen gut aufgenommen, und sie leben in perfektem Einvernehmen mit den Menschen aus der Ukraine, weit weg vom Krieg», fügt der Rechtsanwalt hinzu. «Es gibt russische Flaggen an einigen Hotels und mehrere Flüge pro Tag zwischen Moskau und Dubai, ohne dass ein Visum erforderlich ist. Man muss hier lediglich eine Immobilie kaufen, um eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten.»

Händler entdecken Dubai nicht erst jetzt

Wir konnten uns mit einem anderen Schweizer Anwalt unterhalten, dessen Treuhandbüro in diesem Bereich führend ist und seine Dienste auch in Dubai anbietet. «Diese Woche erhielten wir fünf Anfragen von in der Schweiz registrierten Unternehmen, bei der Errichtung einer Niederlassung in Dubai zu helfen», erklärt der Anwalt. «Die Firmen handeln mit Getreide, Öl, Mineralien, Kunstwerken und Privatjets. Pro Monat sind es durchschnittlich zwölf Anfragen, und dies entspricht 10 bis 15 % unserer Aktivitäten. Aber Sanktionen sind bei Weitem nicht das Hauptmotiv meiner Mandanten.» Dubai sei ein spritziger Tesla, während Genf ein träger Diesel bleibe. «Es kommt kaum vor, dass Konzerne, die im internationalen Handel mit Russland tätig sind, Dubai erst jetzt entdecken», sagt er und erinnert daran, dass russische Händler von Öl, Gas und Agrarrohstoffen bereits Mitte der 1990er-Jahre in den Vereinigten Arabischen Emiraten auftauchten.

Dubai ist nach wie vor unschlagbar bei den Steuern. Das Emirat hat zwar gerade eine Steuer von 9 % auf Unternehmensgewinne eingeführt, doch Unternehmen, die in Freihandelszonen registriert und nicht in den Vereinigten Arabischen Emiraten tätig sind, können eine Steuerbefreiung für 50 Jahre erhalten. Ihre Angestellten zahlen keine Einkommenssteuer, und Aufenthaltsbewilligungen werden in Rekordzeit ausgestellt.

Im Jahr 2022 besuchten mehr als eine Million Russ*innen die Emirate, was einem Anstieg von 60 % im Vergleich zu 2021 entspricht. Einige bleiben länger im Land. Nach der russischen Invasion der Ukraine charterten grosse russische Unternehmen Flugzeuge, um ihre Angestellten in Sicherheit zu bringen und ihnen zu ermöglichen, der Mobilisierung zu entgehen. Die wohlhabendsten Menschen kauften Firmen und Immobilien und erhielten somit Aufenthaltsbewilligungen.

Russlandfreundliches Dubai

Besonders begeistert ist die russische Gemeinschaft von der Wohngegend Dubai Marina mit ihren Promenaden, Restaurants und Luxusboutiquen. Sie hat auch Bluewaters erobert, eine kleine künstliche Insel in der Nähe des Strandes von Dubai Marina. Hier ist Russisch Umgangssprache. «Es wird oft gesagt, dass Bluewaters Teil des Gebiets der Russischen Föderation sei», scherzt

← Die kleine künstliche Insel Bluewaters mit ihrem Riesenrad wird auch «Little Russia» genannt.



Dubai Marina ist das beliebteste Wohn- und Geschäftsviertel der Russ*innen. Hier macht man seine täglichen 10 000 Schritte auf dem Marina Walk, einer Promenade entlang des Yachthafens, die viele Tourist*innen anzieht.

eine Geschäftsfrau, die wir bei der Moskauer Konditoreikette Angel Cakes treffen. Die 30-Jährige, die in der Luxusbranche tätig ist, pendelt von Moskau hierher, «so lange, bis Putin alles schliesst». Wie viele ihrer Landsleute reiste sie früher oft in die Schweiz. Sie erzählt, ihre Schweizer Bankiers hätten sie «von einem Tag auf den anderen» aufgefordert, ihr Geld anderswohin zu transferieren.

Auch die sanktionierten Oligarchen entdecken die Freuden der Sommer Dubais. Andrei Melnitschenko, ehemaliger Einwohner von St. Moritz und Gründer des Düngemittelriesen Eurochem sowie von SUEK, dem grössten Kohleproduzenten Russlands, ist in der Schweiz Persona non grata und hat in Dubai nun seine neue Heimat gefunden. Der Geschäftsmann ist bemüht, seinen Ruf aufzupolieren, wie einem Interview der «Financial Times» zu entnehmen ist.

Pop-up-Firmen im Umfeld der russischen Rosneft

Seit dem Inkrafttreten des Embargos versuchen insbesondere angelsächsische Medien, die Geheimnisse der Dubaier Unternehmen zu lüften, die heute zu den grössten Käufern von russischem Öl gehören. Laut einer aktuellen Recherche von Bloomberg war Murtaza Lakhani, dessen Unternehmen Mercantile & Maritime (MME) vor dem Krieg ein treuer Partner der staatlich russischen Rosneft war, an der Gründung von drei Firmen im Jahr 2022 in

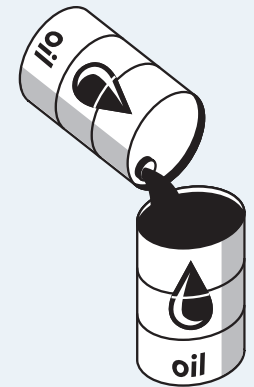
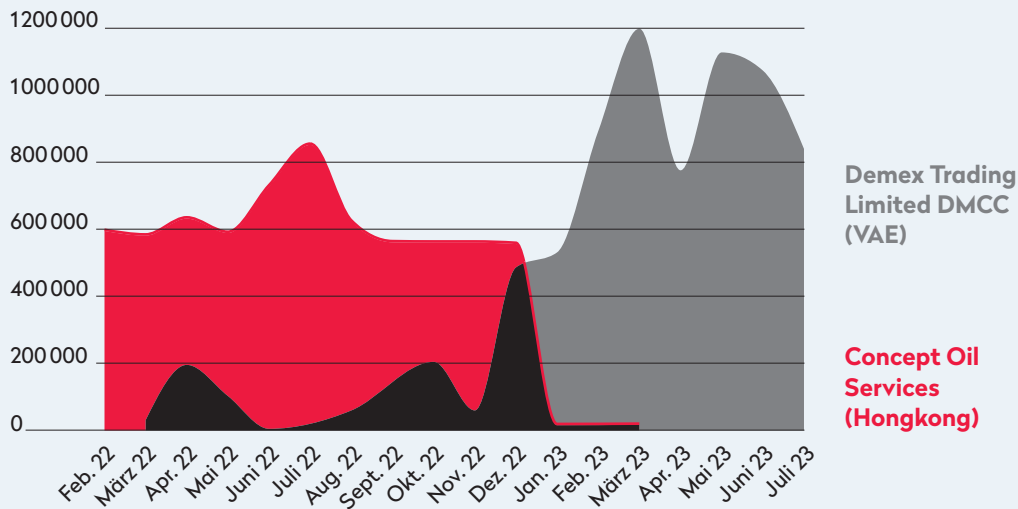
Dubai beteiligt, auch wenn Lakhani auf dem Papier keine Anteile an diesen Unternehmen hält. Dazu gehören Tejarinaft FZCO und Amur II FZCO, die Anteilseigner von Amur Investments Limited ist. Tejarinaft FZCO und Amur Investments Limited gehören aktuell zu den grössten Abnehmern von russischem Rohöl auf dem Seeweg.

Gegen Lakhani wird nun in den USA wegen des Verdachts der Umgehung von Erdölsanktionen ermittelt, wie das «Wall Street Journal» schrieb. Zuletzt hat sich der Geschäftsmann bemüht, über seine Sprecher und Anwälte zu versichern, dass seine Firma MME sich im Juli 2022 vollständig aus dem Russlandgeschäft zurückgezogen hat. Bis September 2022 wurden seine Geschäfte über die Schweiz abgewickelt, wo das Rosneft-Netzwerk vor dem Ukrainekrieg fest verankert war, wie Public Eye berichtete.

Bei der Analyse der Daten des russischen Zolls fällt das Profil anderer Unternehmen auf, wie das von Demex Trading Limited DMCC, einem in der Branche wenig bekannten Händler. Zwischen Januar und Juli 2023 war das Unternehmen mit einem Volumen von mindestens 5,6 Millionen Tonnen der fünftgrösste private Käufer von russischem Rohöl. Dies entspricht acht Ladungen eines Tankers vom Typ Aframax pro Monat. Wir konnten nachzeichnen, dass dieses Unternehmen auf dem Papier zu 100% im Besitz einer Bürgerin der Seychellen ist, die zwischen 2010 und 2021 als Buchhalterin oder Direktorin bei mehr als 100 britischen Offshore-Firmen tätig war.

Sind Demex und Concept Oil Zwillingunternehmen?

Monatliches Kaufvolumen von russischem Erdöl der beiden Unternehmen



Quelle: Analyse russischer Zolldaten durch Public Eye

Laut einem Dokument, das uns vorliegt, waren im September 2022 vier Russen leitende Kader bei Demex, darunter Mikhail Meschentsew, der zwischen 2008 und 2010 Direktor von Transnefteproduct war, das zur staatlich russischen Transneft gehört, die alle Pipelines in Russland kontrolliert. Mehrere Quellen berichten, dass Meschentsew auch für Concept Oil Services, ein Unternehmen mit Sitz in Hongkong, tätig ist. Vor dem Krieg in der Ukraine stand dieses Unternehmen auf der Forbes-Liste der grössten Käufer von russischem Rohöl und war dafür bekannt, dass es sein Rohöl von kleinen russischen Produzenten bezieht, den sogenannten Malychis (Babys). Der offizielle Eigentümer des Unternehmens, der Lette Michael Zeligman, lebt in Monaco und hat bereits in mehreren Medien von sich reden gemacht.

Gemäss den Zolldaten, die wir einsehen konnten, scheint Concept Oil Services nach Inkrafttreten des Embargos von der Bildfläche verschwunden zu sein. Demex Trading Limited DMCC scheint den Stab übernommen zu haben und versorgt sich bei praktisch denselben russischen Lieferanten – hauptsächlich Irkutsk Oil Company (INK) und RNG JSC.

Concept Oil Services steht seit mehreren Jahren unter dem Verdacht, von ehemaligen Managern von Transneft kontrolliert zu werden. Laut einer Recherche des unabhängigen russischen Mediums «Istories» stehen hinter dem Unternehmen der ehemalige Schwiegersohn

von Nikolai Tokarev – aktuell Chef von Transneft und ein enger Vertrauter von Wladimir Putin – und Mikhail Arustamov, der frühere erste Vizedirektor von Transneft. Arustamov hat diesen Sommer in Genf eine Liegenschaft im Wert von 3,8 Millionen Franken erworben, wie das Magazin «Bilan» berichtete.

Die USA geben den grossen Tradern den Tarif durch Washington und seine europäischen Verbündeten sind schon länger besorgt darüber, dass der russische Ölmarkt nun von Unternehmen dominiert wird, die möglicherweise von der russischen Regierung kontrolliert werden und die oft Schiffe der berühmten «Geisterflotte» chartern. Wie wir erfahren haben, wurden im späten Frühjahr 2023 mehrere Genfer Ölhändler diskret von Vertretern der Sanktionsbehörde der Vereinigten Staaten und des US-Aussenministeriums kontaktiert. «Sie zeigten sich sehr besorgt darüber, dass der Markt nun in den Händen kleiner, undurchsichtiger kremlnaher Unternehmen mit schrottreifen Tankern und schlecht ausgebildeten Besatzungen liegt. Sie legen uns nahe, wieder in den Handel mit russischem Öl einzusteigen», berichtet ein Angestellter einer dieser Händler.

Nach unseren Informationen wurden diese diskreten Anfragen im Sommer anlässlich eines informellen Besuchs von Vertretern des US-Finanzministeriums in Genf erneut vorgebracht. Der Schweizer Branchenverband der

Rohstoffhändler SuisseNégoce und das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) nahmen an diesem Treffen teil, das von Gunvor und Trafigura initiiert worden war und bei dem es um die weltweite Energieversorgung ging.

Angeblieh richtete Washington sein Anliegen auch an einige grosse Banken, die Handelsgeschäfte finanzierten, und bat sie, das Russlandgeschäft wieder aufzunehmen. Noch gezeichnet von den Geldstrafen, die in den letzten Jahren gegen einige Banken wegen Verstössen gegen US-Sanktionen verhängt wurden, soll keines der Finanzinstitute darauf reagiert haben. «Unsere Banken haben uns mitgeteilt, dass sie es uns nicht übelnehmen würden, wenn wir das Geschäft mit Russland mit unserem eigenen Kapital oder über andere Finanzierungskanäle wieder aufnehmen wollten. Aber sie weigern sich immer noch kategorisch, irgendetwas zu finanzieren, was mit russischen Produkten zu tun hat», sagte dieselbe Person, die bei einem Genfer Händler beschäftigt ist.

Händler in Dubai bauen ihr Geschäft aus

Theoretisch gibt es neben dem Reputationsrisiko nichts, was westliche Trader daran hindern würde, den Handel mit Russland wieder aufzunehmen, solange das Öl unter dem Preisdeckel gekauft und die Ware in Länder geliefert wird, die keine Sanktionen anwenden. Bis Ende Juni 2023 waren die Bedingungen für die Wiederaufnahme des Handels sogar günstig, da Urals, die wichtigste russische Rohölsorte, für weniger als 60 US-Dollar pro Barrel gehandelt wurde – die durch den Price Cap festgelegte Obergrenze. Aber bereits im Juli wurde ein Barrel über 60 US-Dollar gehandelt, was das Geschäft viel ri-

sikoreicher machte. In Dubai ansässige Unternehmen, die sich nicht an die Sanktionen halten müssen, können indes immer noch einspringen. «Viele Händler würden sich freuen, wenn der Preisdeckel nach oben angehoben würde. Dies ist die Bedingung für ihre Teilnahme am Handel mit russischem Öl», so ein Analyst eines in Dubai ansässigen Handelshauses.

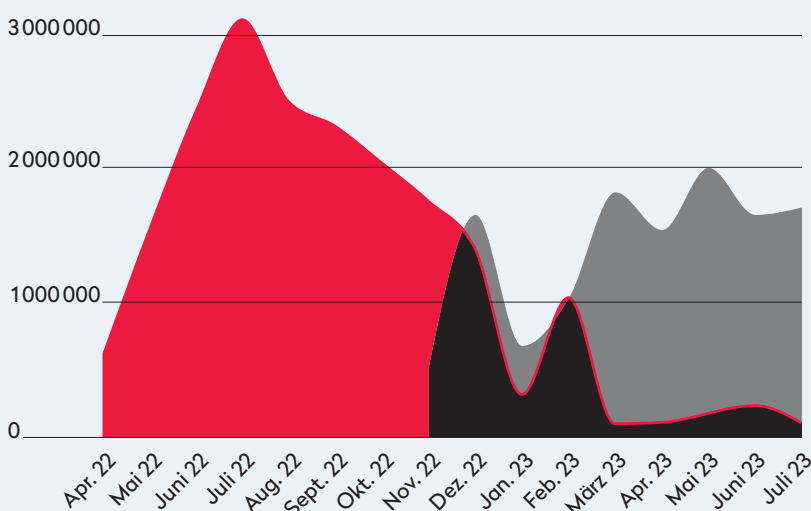
«Die Einhaltung der Sanktionen bedeutet, dass man legal handelt, aber nicht unbedingt, dass man den Handel einstellt [...]»

Stellungnahme von Gunvor

Die grossen Rohstoffhändler bleiben jedoch auf der Hut. Seit dem Inkrafttreten des Embargos für russisches Rohöl und russische Erdölprodukte waren Vitol, Trafigura und Gunvor kaum auf dem russischen Markt tätig. Im Juni 2023 zitierte die «Financial Times» Gunvor mit der Aussage, zwischen Januar und April des vergangenen Jahres 700 000 Tonnen Erdölprodukte aus Russland gekauft zu haben. Unseren Zolldaten zufolge handelte seine Tochtergesellschaft in Dubai – Gunvor Energy Trading DMCC – nur sehr kleine Mengen russischer Ölprodukte, einige Zehntausend Tonnen seit Anfang Jahr. In Bezug auf Dieselkraftstoff gab der Trader an, dass er nur eine einzige Ladung über seine Niederlassung in Dubai gehandelt habe, im Juni 2023, und dies «weit unter dem Preisdeckel».

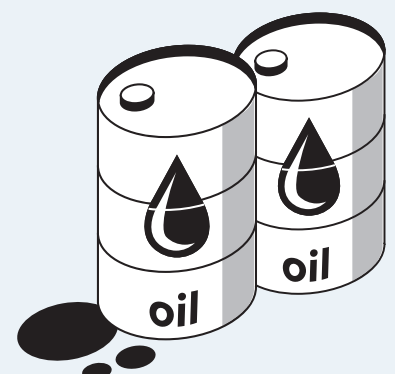
Litasco Middle East DMCC übernimmt die Mengen von Litasco SA

Monatliches Kaufvolumen von russischem Erdöl



Litasco Middle East DMCC (VAE)

Litasco SA (Schweiz)



Gunvor erklärte, «ein Team von Sanktionsexperten, die Vollzeitmitglieder des Rechtsteams sind und sich ausschliesslich auf die Einhaltung aller anwendbaren Sanktionen konzentrieren», zusammengestellt zu haben. «Die Einhaltung der Sanktionen bedeutet, dass man legal handelt, aber nicht unbedingt, dass man den Handel [mit Russland, Anmerkung der Redaktion] einstellt, denn das würde dem Ziel der Massnahme zuwiderlaufen», ergänzt Gunvor.

Vitol verfügt über eine Tochtergesellschaft in Bahrain – Vitol Bahrain EC –, die unseren Daten zufolge ebenfalls geringe Volumen russischen Öls gehandelt hat, vergleichbar mit denjenigen von Gunvors Ableger in Dubai. Im Juni 2023 registrierte der Händler in der Freihandelszone DIFC eine neue Zweigstelle, Vitol Bahrain (DIFC Branch). Für den Moment scheinen deren Geschäfte noch nicht angelaufen zu sein.

Zurzeit läuft lediglich Litasco Middle East DMCC auf Hochtouren, mit grossen Mengen, die hauptsächlich von der Muttergesellschaft Lukoil gekauft werden. Den analysierten Zollerklärungen zufolge kaufte jedoch auch die Genfer Einheit Litasco SA weiterhin russisches Öl von Genf aus, zumindest bis Juli 2023. Dies betraf hauptsächlich Transaktionen nach Bulgarien, dem einzigen Land in der EU, dem es erlaubt ist, weiterhin russisches Öl auf dem Seeweg zu importieren.

Litasco SA antwortete auf Anfrage lediglich, dass man «alle anwendbaren Gesetze und Regulierungen einhält, einschliesslich der Regeln für den von den G7-Ländern eingeführten Preisdeckel». Die Genfer Firma gibt an, dass eine vollständige Trennung von dem Unterneh-

men in Dubai vorgenommen wurde. «Litasco SA besitzt und kontrolliert Litasco Middle East DMCC nicht. Der teilweise gemeinsame Name der beiden Unternehmen ist ein Überbleibsel aus der Zeit, als Litasco Middle East DMCC eine Tochtergesellschaft von Litasco SA war», lautet die Antwort der Sprecherin. Litasco Middle East DMCC liess mehrere unserer Anfragen unbeantwortet.

«Chinese walls» zwischen Dubai und Genf?

«Wie kann man bei grossen Handelskonzernen den Desk, der in Dubai mit russischem Öl handelt, vollständig isolieren?», fragt sich ein Mitarbeiter eines führenden Schweizer Händlers. Er könne mit dieser Geschichte mit den «Chinese walls», wie man in der Finanzwelt sagt, wenig anfangen. «Finanzielle Risiken können unabhängig voneinander berechnet werden, aber wenn das Unternehmen einem einzigen Aktionär oder einer Gruppe von Aktionären gehört, müssen die Verluste einer Sparte durch die Gewinne der anderen ausgeglichen werden. Alle Positionen müssen konsolidiert werden», meint er.

Ein in Dubai ansässiger Trader äussert sich so: «Um sicher zu sein, dass eine vollständige Trennung zwischen einer Schweizer Firma und der Einheit in Dubai besteht, muss man sich mindestens zwei Fragen stellen: Welche Kontrolle hat die erste über die Durchführung der Geschäfte in Dubai, und profitiert sie von den in Dubai erzielten Ergebnissen?»

Unseren Informationen zufolge hat das Seco, das für die Durchsetzung des Erdölembargos gegen Russland zuständig ist, mehrere Trader, darunter die Genfer Firma Paramount Energy & Commodities, zu dieser Frage



kontaktiert. Auch die «Financial Times» berichtete. Unmittelbar nach der russischen Invasion der Ukraine stand dieses wenig bekannte Unternehmen an der Spitze der Käufer von Rohöl der Qualität Espo Blend Crude im Hafen von Kozmino in der Nähe von Wladiwostok. Public Eye berichtete darüber. Im Juni 2022, als der Preis für Espo den Preisdeckel von 60 US-Dollar pro Barrel überschritt, übernahm ein Unternehmen namens Paramount Energy & Commodities DMCC, das im Dezember 2020 gegründet wurde, dieses Geschäft. Der lukrative Handel konnte bis Januar 2023 fortgesetzt werden, wie aus den von uns eingesehenen Zolldaten hervorgeht.

Am 8. November 2023 setzte Grossbritannien dieses Unternehmen aus Dubai auf die Sanktionsliste. Es sei, so das britische Aussenministerium, «für seine intransparente Eigentümerstruktur bekannt und sei von Russland genutzt worden, um die Auswirkungen der Erdölsanktionen abzufedern». Ebenfalls sanktioniert wurde der Schweizer Staatsbürger François Edouard Mauron, der bis Mai 2023 als Direktor des Unternehmens eingetragen war. Paramount Schweiz und Paramount Dubai sollen heute, zumindest auf dem Papier, zwei vollständig getrennte Einheiten sein.

Aber wie kann man sicherstellen, dass die «Chinese walls» nicht nur Fassade sind? In der Schweiz definiert das Embargogesetz den territorialen Anwendungsbereich von Sanktionen nicht explizit. In den letzten Monaten hat das Seco einen Balanceakt vollzogen und erklärt, dass «rechtlich selbstständige Tochtergesellschaften von Schweizer Unternehmen im Ausland oder im Ausland niedergelassene Schweizer Bürger*innen in der Regel nicht der schweizerischen Rechtssetzung und damit auch nicht den Sanktionsmassnahmen des Bundesrats unterliegen».

Diese schweizerische Besonderheit lässt viel Spielraum. Im Klartext bedeutet sie, dass ein Unternehmen mit Sitz in Dubai, das auf dem Papier völlig unabhängig geführt und verwaltet wird und nicht denselben Aktionär wie die Schweizer Struktur hat, im Falle eines Verstosses gegen die Sanktionen für russisches Öl nicht verfolgt wird.

Für das Seco hat die Stunde der Wahrheit geschlagen

In einem zunehmend angespannten internationalen Umfeld und angesichts der Wahrscheinlichkeit, dass die Preise für Erdöl dauerhaft über der Preisobergrenze bleiben, muss das Seco die offenen Fragen so schnell wie möglich beantworten. Diesen September nahm der Nationalrat ein Postulat an, das den Bundesrat dazu auffordert, zu analysieren, «inwieweit die Sanktionen gegen Russland im Rohstoffsektor derzeit eingehalten werden und wo noch Mängel bestehen». Die Sanktionsabteilung des Seco wurde kürzlich reorganisiert und hat ihr Team zur Analyse von mutmasslichen Verstössen verstärkt.

Der vom Parlament geforderte Bericht wird ein guter Indikator für den Kenntnisstand des Seco über die neuen Realitäten des Handels mit russischem Erdöl sowie die Rolle der in der Schweiz ansässigen Händler und deren ausländischen Niederlassungen sein. Der anhaltende Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine erfordert eine schnelle und wirksame Reaktion. ■



Online finden Sie die Recherche mit den ausführlichen Antworten der Unternehmen: publiceye.ch/dubai

Gegendarstellung

Die Kolmar Group hat die Publikation der folgenden Gegendarstellung verlangt:

« Vous avez publié, dans l'édition du 15 novembre 2023 de Public Eye – Le Magazine, un article intitulé « Kolmar Group AG réclame 1,8 million de dollars à Public Eye et TRIAL International. »

Vous indiquez, sans plus de précision, que l'affaire est encore en cours. En réalité, le Ministère public n'est plus en charge de ce dossier, ayant rendu des actes d'accusation, des chefs de diffamation, voire calomnie, à l'endroit des auteurs de l'article objet de la procédure pénale. Un procès pénal se tiendra prochainement à Berne.

Enfin, vous soutenez que la procédure civile intentée par Kolmar Group AG serait à qualifier de procédure bâillon (SLAPP). Tel n'est évidemment pas le cas, dès lors que, par nature, le SLAPP implique une procédure abusive, qui ne saurait être retenue en présence d'un acte d'accusation. »

Kolmar Group AG



Gute Nachrichten: Costa Rica verbietet das Pestizid Chlorothalonil von Syngenta

Die Regierung von Costa Rica hat gerade eines der am häufigsten verwendeten Pestizide des Landes verboten. Das vom Schweizer Konzern Syngenta verkaufte Produkt verschmutzt Trinkwasserquellen und bedroht die Gesundheit der Bevölkerung. Wir hatten im Juni-Magazin darüber berichtet.

LAURENT GABERELL

Erinnern Sie sich? Im Juni letzten Jahres berichteten wir, dass die costa-ricanischen Behörden seit Monaten gezwungen waren, die rund 10 000 Einwohner*innen zweier Dörfer im Hochland per Lastwagen mit Trinkwasser zu versorgen. Der Grund dafür: Die Quellen für das lokale Trinkwasser waren mit Abbaustoffen von Chlorothalonil verseucht. Dieses als wahrscheinlich krebserregend eingestufte Fungizid ist in der Schweiz und in der Europäischen Union verboten, wird aber in Costa Rica noch immer von Syngenta verkauft.

Die für unsere Reportage vor Ort gesammelten Aussagen von Betroffenen zeigten, dass die Bevölkerung in Angst lebte und sich Sorgen über die Risiken machte, die mit der Exposition gegenüber dieser Substanz verbunden sind, die seit Jahrzehnten ohne Kontrolle oder Einschränkung verwendet wird. Die Behörden gaben an, dass sie befürchteten, dass die Verschmutzung die gesamte landwirtschaftliche Region im Norden der Provinz Cartago, der Gemüsekammer des Landes, betreffen könnte, in der insgesamt über 65 000 Menschen leben.

Angesichts der unverantwortlichen Haltung von Syngenta, die trotz den nachgewiesenen Risiken weiterhin Chlorothalonil in Costa Rica vermarktet, hat die lokale Bevölkerung gerade einen grossen Erfolg erzielt. Am 30. November letzten Jahres unterzeichnete Präsident Rodrigo Chaves Robles ein Dekret, das den Einsatz von Chlorothalonil mit sofortiger Wirkung verbietet, da «ernsthafte Bedenken» für die Gesundheit und die Umwelt bestünden und «das Recht auf Leben und Gesundheit zu gewährleisten» sei.

Die Bevölkerung von Cipreses hatte schon seit Jahren vermutet, dass das Wasser verschmutzt sei, und die Behörden alarmiert. Ihre Befürchtungen wurden durch Laboranalysen des Regionalen Instituts für die Untersuchung toxischer Substanzen (Iret) bestätigt, und im Oktober 2022 erklärte das Gesundheitsministerium das Wasser für ungeniessbar. Einige Wochen später ergaben Tests, dass die Quellen im nahe gelegenen Santa Rosa ebenfalls verseucht waren.

Im April 2023 hatten die Ministerien für Gesundheit und Umwelt in einem gemeinsamen Bericht ein Verbot von Chlorothalonil empfohlen. Und im Juni hatten die Einwohner*innen von Cipreses und Santa Rosa die Unterstützung der Verfassungskammer des Obersten Gerichtshofs erhalten, die der Regierung sechs Monate Zeit gab, um das Verbot umzusetzen. Dies ist nun geschehen.

Auch das Wasser der Lastwagen war verseucht

Die lokale Bevölkerung ist jedoch noch nicht aus dem Schneider. Die Abbauprodukte von Chlorothalonil bleiben extrem lang im Wasser, und die Quellen in der Region werden noch jahrelang verseucht bleiben. Darüber hinaus sind die verfügbaren Technologien zur Entfernung dieser Schadstoffe aus dem Trinkwasser für ein Land wie Costa Rica unerschwinglich teuer. Zu allem Überfluss haben die Behörden nun entdeckt, dass die Quellen, aus denen sie das Wasser entnahmen, das per LKW nach Cipreses und Santa Rosa gebracht wurde, ebenfalls mit Chlorothalonil verseucht sind. ■



© opak.cc

In Zaras Windschatten: Die klimaschädliche Flugmode der anderen Firmen

Der Inditex-Konzern mit seiner Hauptmarke Zara fliegt gewaltige Mengen Kleider in der Welt herum. Das ist das Ergebnis unserer Recherche zur Flugmode. Der spanische Fast-Fashion-Gigant ist damit nicht allein: Auch bei Calzedonia und Lululemon, bei Roger Federers Sponsor Uniqlo und bei anderen Modefirmen fanden wir Hinweise auf Tausende Tonnen unnötiger und klimaschädlicher Luftfracht.

DAVID HACHFELD

Nur wenige Textilunternehmen berichten bislang freiwillig darüber, wie sie ihre Produkte transportieren. Und öffentliche Statistiken, insbesondere von den grössten Importmärkten in Europa und Nordamerika oder Hauptproduktionsländern wie China, sind zu wenig detailliert. Unsere Folgeforschung zur Flugmode

ergibt deshalb kein repräsentatives oder gar vollständiges Lagebild. Aber sie liefert deutliche Hinweise zur Bedeutung der Luftfracht für einzelne Marken. Sofern nicht anders angegeben, beziehen sich die Angaben auf die letzten zwölf Monate, für die jeweils Daten vorliegen.

Welche Hinweise auf Flugfracht bei anderen Modeunternehmen gibt es?

Wie sehr Inditex und Shein auf Flugfracht setzen, haben wir in unserer Pionierrecherche im November-Magazin beleuchtet. Daneben ergibt sich aus den von uns analysierten Zolldaten ein recht gemischtes Bild:

- Bei einigen grossen direkten Konkurrenten im Fast-Fashion-Segment weisen die uns vorliegenden Daten auf relativ geringe Flugmodeanteile hin: Aus Bangladesch etwa scheinen diese bei H&M oder Primark aktuell bei unter 2 % und bei Bestseller (Jack & Jones, Verò Moda) bei unter 3 % zu liegen. Zum Vergleich: Bei Inditex waren es 2023 mehr als 20 %.
- Hinweise für höheres Flugmodeaufkommen fanden wir hingegen beim Modekonzern Next: Bei Importen aus Bangladesch liegt der Fluganteil bei rund 10 %, aus Indien bei rund 20 %. Auch der drittgrösste Modekonzern der Welt, Fast Retailing (Uniqlo), lässt Mode fliegen. Von seinen Importen aus Vietnam dürften fast 20 % mit dem Flieger kommen.
- Unter den grossen Sportmodekonzernen sticht aus den Handelsdaten der Konzern Lululemon hervor, der jeweils rund 30 % seiner in Vietnam und in Sri Lanka hergestellten Produkte fliegen lässt. Zum Vergleich: Bei den Konkurrenten Nike und Adidas beobachten wir bei den Exporten aus Vietnam nur Fluganteile von unter 5 %. Und Puma teilte uns mit, dass ihre Flugquote bei Ware aus Vietnam aktuell bei lediglich 0,5 % liegt.
- Auch Unterwäsche kommt mit dem Flieger: von den für Victoria's Secret in Vietnam gefertigten Produkten etwa ein Viertel, aus Sri Lanka gar ein Drittel. Auf der Insel lässt auch der Unterwäschegigant Calzedonia fertigen. Der Fluganteil bei den damit verbundenen Transporten liegt im Bereich von 5 bis 10 %.

Transparenz? Meistens Fehlanzeige

Flugmode ist also nicht nur bei Inditex und Shein, sondern auch in weiteren Teilen der Bekleidungsindustrie verbreitet. Doch bei einigen grossen direkten Konkurrenten tauchen nur geringe Fluganteile auf, das ist ein Lichtblick. Wie gross die Spannweite in der Branche ist, zeigt sich auch bei der Art und Weise, wie Unternehmen zu Flugmode kommunizieren.

Next und Victoria's Secret tun es Inditex und Shein gleich und kommunizieren höchstens allgemein zu ihren Transportemissionen. Ähnlich sieht es bei Fast Retailing aus: Das Unternehmen, für dessen Hauptmarke Uniqlo Roger Federer als Markenbotschafter fungiert, antwortete zwar auf unsere Anfrage, teilte dabei

jedoch keinerlei Details mit. Stattdessen verweist die Firma auf ihre allgemeinen Klimaziele und die Mitgliedschaft in einer Initiative zur Senkung von Transportemissionen. Erfolge hat dieses Engagement bislang jedoch nicht vorzuweisen, im Gegenteil: Seit 2019 sind die Transportemissionen um 55 % gestiegen.

Andere Firmen gehen das Thema offensiver an: Bestseller erklärt, ihre Luftfracht sei seit vier Jahren rückgängig, aktuell betrage der Anteil an den Gesamttransporten 1,04 %. Entsprechend haben die transportbezogenen Emissionen seit 2018 um 55 % abgenommen. Auch im Nachhaltigkeitsbericht von H&M findet sich ein Hinweis auf eine deutliche Reduktion der Luftfrachtemissionen (–51 %) im letzten Geschäftsjahr. Primark erklärte auf Anfrage, Bestellungen generell mit langen Vorlaufzeiten zu platzieren und dabei ausreichend Zeit für Seetransporte vorzusehen. Luftfracht würde daher nur selten verwendet. Zahlen dazu teilte uns das Unternehmen allerdings nicht mit.

Die grossen Unterschiede zwischen den Unternehmen unterstreichen, wie überflüssig Flugmode auch von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus ist.

Nike schreibt von einem leichten Anstieg der Luftfracht im Jahr 2022, allerdings sei das Volumen weiterhin gering und unter dem Vor-Pandemie-Niveau. Lululemon identifiziert Flugfracht immerhin als Hauptursache des sehr hohen Transportanteils an seinen Gesamtemissionen (25 %) und kündigt eine Taskforce an, um Transporte vom Flugzeug aufs Schiff zu verlagern. Doch ohne konkrete Zahlen lassen sich die Ankündigungen kaum einordnen.

Präzisere Angaben zum Flugfrachtanteil an den Transporten machen nur wenige: Calzedonia beziffert diesen auf gewaltige 20 %, entsprechend hoch fallen die berichteten Emissionen aus. Deutlich kleiner ist der Anteil hingegen bei Adidas: 2022 lag er bei 2 %.

Die grösste Transparenz fanden wir bei Puma: Das Unternehmen berichtet eine Reduktion seiner Flugmode von 3 % vor der Pandemie auf aktuell 1 %, beziffert detailliert die Emissionen pro Verkehrsweg und teilte uns als einziges Unternehmen die Gesamtmenge seiner Luftfracht mit. Ausserdem nennt Puma ein konkretes Reduktionsziel: Bis 2025 soll der Luftfrachtanteil auf 0,5 % halbiert werden.

Die grossen Unterschiede zwischen den Unternehmen unterstreichen, wie überflüssig Flugmode auch von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus ist. Wir fordern deshalb alle Firmen zum Ausstieg aus der Luftfracht und zu einer transparenten Information über ihre Transportmittel und deren Emissionen auf. ■



© Regru Winterthur



© Groupe régional Vaud



© Martin Bichsel

Regionalgruppen protestierten in Dutzenden von Aktionen gegen die Flugmode

Am Black Friday kommt zumindest im städtischen Raum fast niemand vorbei: Die einen sind eifrig auf Schnäppchenjagd, die anderen sehen darin ein Symbol für den Überkonsum unserer Zeit. Die Freiwilligen der Regionalgruppen von Public Eye nutzten den Anlass, um unsere aktuelle Kampagne zur Flugmode in die Innenstädte zu bringen. Originelle und attraktive Informationsstände, ein interaktives Modequiz oder ein Workshop, in dem vermittelt wurde, wie man gebrauchten Kleidern ein neues Leben einhaucht: Die Regionalgruppen Aargau, Basel, Bern, Genf, Neuenburg, Waadt, Winterthur und Zentralschweiz zeigten sich sehr kreativ in ihren Sensibilisierungsaktionen. Zahlreiche Passant*innen unterzeichneten unsere Petition an die Modemarke Zara, damit sie ihr Nachhaltigkeitsversprechen endlich ernst

nimmt und auf Luftfracht zur Belieferung ihrer Läden verzichtet. Bis Ende Januar können auch Sie die Petition noch unterzeichnen – auf publiceye.ch/stopp-flugmode. Bei Redaktionsschluss Anfang Januar zählten wir bereits über 20 000 Unterschriften.

Um der Verschwendung von Kleidern entgegenzuwirken, beteiligen sich mehrere Regionalgruppen an Kleider-tauschbörsen, welche die Organisation Walk-in Closet anbietet, indem sie Informationsmaterial zur Verfügung stellen und mit den Besucher*innen das Gespräch suchen.

Wir danken unseren Freiwilligen in der ganzen Schweiz von ganzem Herzen für ihre wertvolle Unterstützung und ihr tolles Engagement!



Trafigura und einer ihrer ehemaligen Direktoren müssen vor dem Bundesstrafgericht erscheinen

Die Bundesanwaltschaft hat beschlossen, den Genfer Handelsriesen wegen einer Korruptionsaffäre auf dem Ölmarkt in Angola vor das Bundesstrafgericht zu bringen. Die Staatsanwälte wollen auch die Schuld des ehemaligen operativen Chefs des Konzerns an der mutmasslichen Zahlung von mehr als 4,3 Millionen Euro an Bestechungsgeldern nachweisen – in der Schweiz eine Premiere. Public Eye hatte den Fall im Februar 2013 aufgedeckt.

Die Richter*innen am Bundesstrafgericht in Bellinzona werden sich mit den dubiosen Geschäften von Trafigura in Angola befassen. Die Bundesanwaltschaft hat Anfang Dezember 2023 eine Anklageschrift gegen den Genfer Rohstoffhändler eingereicht. Der Konzern soll 4,3 Millionen Euro und 604 000 US-Dollar Bestechungsgeld gezahlt haben, um sich zwischen 2009 und 2011 Ölverträge in dem Land zu sichern, das bis 2017 von der Familie Dos Santos regiert wurde.

Damals hatte Trafigura ein Monopol auf den Vertrieb von Raffinerieprodukten in Angola, einem grossen Rohölproduzenten, der jedoch gezwungen war, 80 % seiner Energie zu importieren. Dazu hatte sich der Rohstoffkonzern mit einem angolanischen General – wie der ehemalige Staatschef seit dem Unabhängigkeitskrieg ein Nationalheld – zusammengetan, mit dem Trafigura ein Joint Venture in Singapur gegründet hatte. Gleichzeitig baute der Konzern über seine Tochterfirma Puma Energy, an welcher der General ebenfalls beteiligt war, in ganz Afrika ein grosses Tankstellennetz auf.

Enttäuschung Trafiguras über die Anklage

Neben dem Genfer Konzern müssen sich auch der ehemalige Verantwortliche für die Vermarktung von Erdölprodukten für den angolanischen Staat, ein ehemaliger Trafigura-Mitarbeiter, der bestochen haben soll, sowie Mike Wainwright vor dem Gericht verantworten. Der Motorsportfan war operativer Chef von Trafigura und sass auch im Verwaltungsrat, bis der Konzern ihn im September 2023 im Rahmen einer Umstrukturierung in den vorzeitigen Ruhestand schickte.

In seiner Medienmitteilung betonte der Konzern, die Vorfälle lägen mehr als zehn Jahre zurück, zudem sei man enttäuscht, dass der Konzern nun auf der Anklagebank sitze, obwohl er eine aussergerichtliche Einigung vorgeschlagen habe. Für dieses Verfahren und andere in den USA und in Brasilien hat Trafigura 127 Millionen US-Dollar zurückgestellt. Am Tag nach der Ankündigung des Prozesses teilte der Konzern einen rekordhohen Reingewinn von 7,4 Milliarden US-Dollar für das Geschäftsjahr bis Ende September 2023 mit. Trafigura ist auch wieder in Angola aktiv, wo der Konzern eine Konzession für den Bau einer gigantischen Eisenbahnstrecke miterworben hat, die es ihm ermöglichen wird, Metalle und Mineralien aus Zentralafrika zu den wichtigsten Exportterminals des Kontinents zu befördern.

Nach den Niederlanden will auch Belgien keinen Dirty Diesel mehr nach Afrika liefern

Mehr als die Hälfte der in Westafrika eingeführten Treibstoffe kommen aus Amsterdam, Rotterdam und dem belgischen Antwerpen. Wie Public Eye 2016 mit der Recherche «Dirty Diesel» enthüllt hatte, lieferten Schweizer Rohstoffhändler dabei Ware, die bis zu 378-mal mehr Schwefel enthielt, als in Europa erlaubt war. Das Mischen dieser «afrikanischen Qualität», welche die Gesundheit der Menschen besonders in urbanen Ballungsgebieten massiv beeinträchtigte, erfolgte ebenfalls in den drei oben genannten Häfen.

Nachdem die Niederlande im April per Gesetz schärfere Richtlinien und Grenzwerte für den Export von Diesel und Benzin eingeführt haben, will nun auch Belgien die Anforderungen an die Qualität der unter anderem nach Nigeria, Ghana oder Kamerun verschifften Kraftstoffe erhöhen.

Schon 2021 hatten die Umwelt- und Erdölminister der westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft Ecowas einen neuen Standard für importierte Treibstoffe eingeführt – auch aufgrund der Arbeit von Public Eye. Die Schwefelhöchstwerte für Diesel und Benzin wurden damals in vielen Ecowas-Staaten auf 50 ppm gesenkt – jene Schwelle, bei der Katalysatoren und Partikelfilter noch funktionieren.



Bleiben Sie informiert und folgen Sie uns auf Social Media

Wo Konzerne lieber im Verborgenen agieren und die Politik dies zulässt, da schaut Public Eye genau hin: Mit Recherchen, Lobbyarbeit, Kampagnen und politischen Vorstössen setzen wir uns dafür ein, dass Schweizer Unternehmen und die offizielle Schweiz ihre Verantwortung zur weltweiten Achtung der Menschenrechte wahrnehmen.

Public Eye, Diererstrasse 12, Postfach, 8021 Zürich
Tel. +41 (0)44 2 777 999, kontakt@publiceye.ch
Spendenkonto: IBAN CH69 0900 0000 8000 8885 4



[publiceye.ch](https://www.publiceye.ch)

Globale
Gerechtigkeit
beginnt bei uns

Public Eye

[tiktok publiceye_ch](https://www.tiktok.com/@publiceye_ch) [youtube @PublicEye](https://www.youtube.com/@PublicEye) [x @publiceye_ch](https://www.x.com/@publiceye_ch) [facebook @publiceye.ch](https://www.facebook.com/publiceye.ch) [instagram @publiceye_ch](https://www.instagram.com/@publiceye_ch) [youtube @publiceye.ch](https://www.youtube.com/@publiceye.ch)